Vorwort.

Wenn ich es unternahm, Helds Lebensbild zu entwerfen, so sollte damit nicht nur einer Pflicht der Pietät genügt werden, welche die hiesige Studienanstalt gegenüber einem der bedeutendsten unter allen Lehrern, die je an ihr wirkten, zu erfüllen hat, sondern ich glaubte auch den vielen Verehrern Helds und der grossen Zahl seiner ehemaligen Schüler einen Dienst zu erweisen, den sie vom Bayreuther Gymnasium zu erwarten wohl berechtigt sind. Ebenso aber dürfte es für die Pädagogik, deren Gebiet gegenwärtig zu einem Kampfplatz vielfach sich widerstreitender Meinungen geworden ist, von Interesse sein, an die Prinzipien und die Praxis eines Schulmannes erinnert zu werden, der zu den tüchtigsten und besten zählte, und der so glänzende Resultate einer segensreichen Thätigkeit aufzuweisen hat, dass sich ihm nur wenige an die Seite stellen können.

Die Reichhaltigkeit des Stoffes, der mir während der Arbeit mehr und mehr anwuchs, veranlasste mich, bei der Beschränktheit des zu Gebote stehenden Raumes meine Arbeit in zwei Abtheilungen zu theilen, von denen ich hier einstweilen nur die erste bieten kann. Obgleich dies, wie ich recht wohl weiss, seine Schattenseiten hat, wollte ich doch lieber diese Auskunft treffen, als das Ganze in einer mageren Skizze geben.

Diese erste Abtheilung umfässt Helds Jugendleben und den Beginn seiner öffentlichen Wirksamkeit: sie gibt ein Bild von dem Umfang, der Tiefe und der Vielseitigkeit seiner Studien und Bestrebungen während jener Zeit, und stellt somit gleichsam die Grundlage dar, von welcher aus Held eine gleich grosse Bedeutung erlangt hat als Gelehrter wie als Rektor. Nach diesen beiden Seiten hin ihn in der Fülle und Kraft seines Wirkens zu schildern, ist die Aufgabe der zweiten Abtheilung, die nächsten Herbst gleichfalls als Programm erscheinen soll.

Ich kann diese einleitenden Bemerkungen nicht abschliessen, ohne einer mir sehr angenehmen Pflicht nachzukommen, der Pflicht der Dankbarkeit. Nicht nur die Angehörigen der Held'schen Familie stellten mir mit der grössten Zuvorkommenheit alles Material zur Verfügung, dessen ich nur bedürfen konnte, sondern auch die königliche Regierung liess mir mit der äussersten Bereitwilligkeit jede nur irgend mögliche Förderung zu Theil werden. Ebenso gaben mir die Rektoren des Gymnasiums und der Gewerbschule alles an die Hand, was irgend zweckdienlich schien, und Kollegen und Freunde unterstützten mich in jeder nur gewünschten Weise aufs ausgiebigste. Ihnen allen spreche ich hiemit meinen tief empfundenen Dank aus.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Johann Christoph Held ist geboren zu Nürnberg am 21. Dezember 1791. Er stammte aus einer Beamtenfamilie dieser Stadt. Adam Held, sein Grossvater, war Substitut im Kriegsamt und später Adjutant und Kriegsaufbieter. Sein Vater Nikolaus Adam Held, solange Nürnberg noch freie Reichsstadt war, Registrator beim Stadt-Almosenamt, hierauf Rugschreiber (Sekretär) beim Handwerksgericht, wurde nach dem Anfall der Stadt an die Krone Bayern wieder zum Almosenamt gezogen. Hier war er bis zu seiner Quieszirung Kassier der Wohlthätigkeitskasse bei der k. bayer. Polizeidirektion und dann beim Magistrat der Stadt Nürnberg. Es wird ihm nachgerühmt, dass er ein eifriger, ausdauernd fleissiger, mit tüchtigen Berufskenntnissen ausgerüsteter Beamter war, der sich immer mit Gewandtheit in die ihm übertragenen oft sehr schwierigen Geschäfte zu finden wusste; ebenso aber auch, dass er ein Mann von bewährter Treue und Gewissenhaftigkeit gewesen ist, und sich nicht nur stets der vollen Anerkennung seiner Vorgesetzten, sondern auch der Achtung aller, die ihn kannten, zu erfreuen hatte. Helds Mutter, Maria Margarethe Barbara, geb. Knoll, war ebenfalls die Tochter eines Nürnberger Beamten. Von diesem seinem Grossvater mütterlicher Seite sagt Held selbst: „Unum e summis, ad quos vir ignobilis, ut tunc res erant, poterat ascendere, honoribus magnâ cum laude gesserat."

Ausser unserem Held waren aus dieser Ehe zwei Töchter hervorgegangen, von denen die jüngere früh starb. Kurz vor dieser Tochter war auch (im Jahre 1802 nach fünfzehnjähriger Ehe) die Mutter Helds ins Grab gesunken.

Auf dem Sterbebette empfahl sie ihre Kinder der Treue und Liebe ihrer Freundin Margarethe Merkel, Gattin des Paul Wolfgang Merkel, Marktvorstehers und Landtagsabgeordneten von Nürnberg. So war's gekommen, dass von da ab Anna „immer einige Tage in der Woche im Merkel'schen Hause zubrachte, von der Hausmutter als eine Tochter, von den Töchtern als eine Schwester geliebt." Natürlich stand das Merkel'sche Haus auch dem Bruder Annas offen, und es konnte nicht fehlen, dass der dort herrschende Geist des Ernstes und der strengen Zucht und „jener schlichten Ehrbarkeit, von welcher jetzt schon weniger Spuren als Erinnerungen übrig sind," seinen bildenden und gestaltenden Einfluss auf die Seele des Knaben äusserte.

In seinem elften Lebensjahre, also gerade in einem Alter, wo der Knabe für jene Anregungen, wie sie von einer tüchtigen und begabten Mutter auszugehen pflegen, die rechte Empfänglichkeit zu gewinnen anfängt, hatte Held die Mutter, die treue Pflegerin seiner Kindheit, durch den Tod verloren. Fünf Jahre später, zwei Jahre vor Helds Abgang zur Universität, erkor Helds Vater diejenige zur Hausfrau, die bis dahin schon mit grosser Treue und Tüchtigkeit das Hauswesen geleitet hatte, die Tochter des Kriegskommissärs-Aktuars Hopp, Susanna Katharina. Diese Ehe ist kinderlos gewesen. Es bewährte sich aber die zweite Gattin Helds des Vaters nicht nur in der Führung der häuslichen Angelegenheiten als umsichtig und verständig, sondern sie zeigte sich auch als eine unermüdete und treu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ausharrende Pflegerin, als ihr Gatte, der fast 91 Jahre alt wurde, in der letzten Zeit seines Lebens von vielen Gebrechen des Alters heimgesucht ward und unausgesetzter Warte und Pflege bedurfte. Nicht minder rühmt Held der Sohn von ihr: „Novercam nactus sum omnia maternae pietatis officia tanto studio suscipientem, ut vix matrem amisisse viderer.“ Freilich kann man wohl nicht leugnen, dass es nicht gerade ein geistig hebender und belebender Einfluss war, der von der zweiten Mutter ausging. Denn ihr Bestreben richtete sich in ziemlich äusserlicher Weise vornehmlich darauf, zu bewirken, dass der Sohn nur unablässig hinter seinen Büchern sitze oder an seinem Pulte stehe und „schreibe,“ womit sie alles für erreicht hielt. Dennoch hat gewiss auch diese Bemühung ihre guten Früchte getragen und den Sohn frühzeitig an jenes Auskaufen der Zeit gewöhnt, das er sein ganzes Leben lang so unermüdet übte. Held selbst spricht sich in späterer Zeit über die Sorgfalt der elterlichen Erziehung, die dem Knaben im Vaterhause gewidmet wurde, mit folgenden Worten aus: „Parentes mei... nil plane neglexerunt, quo pueri ad bonum quidquid atque iustum adduci solent.“

Den ersten Unterricht erhielt Held durch Hauslehrer und in der Elementarschule. Auch bestanden damals noch in Nürnberg drei sogenannte lateinische Schulen, die Sebalder, die Lorenzer und die Spitaler (die sämmtlich 1808 aufgehoben und mit dem Gymnasium vereinigt wurden); sicherlich hat Held eine von diesen besucht — eine Angabe hierüber findet sich nicht. Fleissig aber muss er gelernt haben; wenigstens erzählt er selbst, er sei, als er die Aufnahme ins Gymnasium suchte, nicht nur im Lateinischen, sondern auch in den sonst erforderlichen Kenntnissen schon so weit gefördert gewesen, dass er mit Uebergehung der fünften Klasse gleich in die vierte aufgenommen werden konnte. Der Eintritt erfolgte 1799. Die Dauer der Gymnasialstudien erstreckte sich bis zum Jahr 1809; einzelne Klassen umfassten mehrere Jahreskurse.

Am Nürnberger Gymnasium hatten sich zu der Zeit, als Held in dasselbe eintrat, vielfache Mängel und Uebelstände geltend gemacht, so zwar, dass das Bedürfniss die Anstalt ganz neu einzurichten immer fühlbarer wurde. Aber mancherlei Ursachen, hauptsächlich der schwankende Zustand der reichsstädtischen Verfassung, mochten die Ausführung hindern. Doch war in anderer Beziehung der Anstalt gerade dieses Zögern von grossem Segen. „Das Zetergeschrei neuerer Realisten,“ sagt Fikenscher in seiner 1826 gelegentlich der dreihundertjährigen Jubelfeier des Gymnasiums erschienenen Geschichte dieser Anstalt, „brach sich an unsern Mauern, und der humanistische Geist erhielt sich rein und ungetrübt bis in unsere Tage.“ Das Gymnasium hatte bei seiner letzten Reorganisation (1699) sechs Klassen erhalten; zu Helds Zeiten bestanden davon, wie es scheint, nur noch fünf. Den Lehrer der fünften Klasse nennt Held nicht; Lehrer der vierten war Wagner,*) der dritten Rehberger, der zweiten Konrektor Sattler, der ersten M. Leonhard Schenk, der zugleich die Rektoratsgeschäfte führte.

Am 15. September 1806 war Nürnberg von Bayern in Besitz genommen worden. Im Jahre 1808, also noch während Held sich am Gymnasium befand, wurde eine vollständige Reorganisation durchgeführt.

*) Bei der Reorganisation erhielt W. die „Unterprogymnasialklasse;“ später wurde er Professor an der Unterklasse des Gymnasiums. 1820 trat er wegen Erkrankung vom Lehramt zurück.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das Gymnasium im engern Sinn erhielt drei Klassen, eine Oberklasse, eine Ober- und Untermittelklasse (vereinigt) und eine Unterklasse. Dazu kamen zwei Progymnasialklassen, zwei Primärklassen, zwei Kollaboraturklassen. Hegel war als Rektor berufen worden. Klasslehrer aber war der berühmte Philosoph nicht; er lehrte in den drei Klassen des Gymnasiums vorbereitende Philosophie. Zum Lehrer der Oberklasse war Heller ernannt worden, vorher Hilfslehrer am Gymnasium in Ansbach, von 1815 an Professor in Erlangen. Sein Andenken hat Döderlein in einer Schrift „Memoria D. Ludovici Helleri" gefeiert. Von den übrigen Lehrern interessirt uns hier nur noch Göz, der 1817 Rektor der Anstalt wurde; damals Lehrer an den beiden Mittelklassen hatte er auch Geschichte und Religion an der Oberklasse zu geben. Professor der Mathematik war Müller, Professor der neueren Sprachen Penzenkuffer.

Der junge Held, mit Gaben des Geistes von der Natur reich ausgestattet, zeigt früh schon einen Charakterzug hoch entwickelt, der später dem Manne alle Ehre machte und den Greis doppelt verehrungswürdig erscheinen liess, die Pietät. Wie er in einer zu Erlangen im August 1813 lateinisch abgefassten Lebensbeschreibung*) mit grosser Dankbarkeit rühmt was seine Lehrer an ihm gethan, so hat er diese Gesinnung sein ganzes Leben hindurch bewahrt und bei vielen Gelegenheiten ihr immer wieder Ausdruck verliehen. Freilich ist nicht minder aus dem, was Held an seinen Lehrern hervorzuheben weiss, zu ersehen, dass sie in ihrer Art tüchtige Männer waren, die ihr Wissen in wirksamster Weise nutzbar zu machen verstanden.

Am wenigsten Einfluss scheint auf Held der Lehrer der vierten Klasse Wagner ausgeübt zu haben. Held umgeht — sicherlich nicht ohne Absicht — jede nähere Mittheilung über ihn; wir erfahren nur, dass in dessen Klasse der Unterricht im Griechischen begann. Von grösster Bedeutung für die Entwicklung Helds war dagegen der folgende Lehrer, Rehberger, „vir non uno nomine summopere mihi laudandus," sagt Held. Er rühmt an diesem Manne die ganz besondere Lehrgabe, vermöge deren er seinen Schülern die grösste Liebe zum Lernen einzuflössen verstand, nicht minder aber, dass sein Unterricht ebensosehr auf die Charakterbildung als auf die Geistesbildung der Lernenden hinzielte. „Er war es," sagt Held weiter, „der durch die Lektüre der alten Autoren und der besten Schriftsteller unserer Zeit, dann durch die vortreffliche Art, wie er Geschichte vortrug, zuerst in mir die Liebe zu den sogenannten klassischen Studien erweckte, er war die Veranlassung, dass ich bald meinen früheren Vorsatz Jurisprudenz zu studiren aufgab und mich ganz den humanistischen Studien zuwandte."

*) Ich kann es mir nicht versagen, die Einleitung zu dieser vita, aus der ich oben schon mehrere Stellen citirte, wenigstens hier in der Anmerkung zum Abdruck zu bringen, weil sich aus ihr gar manches entnehmen lässt, was für das Verständniss von Helds Wesen wichtig ist, seine formelle Gewandtheit in der Behandlung des Lateinischen, wie sein Geschick in der Darstellung überhaupt, die hier besonders von jenem pietätvollen Sinn getragen ist. Die Einleitung lautet: „Arrogantem hominem ac temerarium merito dicere possis, qui, iuvenili aetate nondum egressus, vitam suam neque rebus magnâ cum civium utilitate gestis, neque diuturnâ gravium laborum patientiâ memorabilem, scribere velit, quae quidem vituperatio licet in me minus cadat, qui non meâ sponte, sed iussu virorum summe reverendorum haec scribam, tamen non diffiteor, me diu meditatum, quomodo res tenues aridasque ita exornarem, ut lecturis paullulum saltem delectationis inde nasceretur, nil invenisse, quo opera mea non mihi, quam aliis, gratior fieret; mihi enim profecto nihil unquam gratius potuit accidere hac occasione oblata ostendendi grati erga multos viros egregie de me meritos animi, quorum laudes etsi meâ praedicatione non egent, mihi tamen ita, ut satis sit, numquam poterunt praedicari. Lubens igitur fretusque lectorum ornatissimorum indulgentiâ paucis exponam, quâ viâ inde a pueritiâ pervenerim usque ad hoc temporis, quo, qualis ex scholis prodierim, doctissimorum virorum iudicio est decernendum."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auch hat Rehberger nicht nur so lange Held in seiner Klasse war, sondern auch später noch, als derselbe die nächst höhere besuchte, diesem seinem Schüler „summâ cum liberalitate“ Privatunterricht im Griechischen und Lateinischen ertheilt und durch die Lektüre verschiedener Schriftsteller ihm mehr und mehr „den Zugang zu jenen Heiligthümern erschlossen.“ Die hier gegebene Andeutung bezüglich des Geschichtsunterrichts findet ihre Ergänzung in einem Briefe an Döderlein aus viel späterer Zeit, wo Held sich über diesen Unterrichtsgegenstand ausspricht und seine eigne Erfahrung zur Stütze seiner Ansicht mit den Worten anführt: „Ich habe . . . (in meinem dreizehnten Jahre und noch jünger) . . . die Geschichte durch alle Zeiträume hindurch von dem unvergesslichen und nie dankbar genug von mir zu ehrenden Rehberger vortragen hören und mit der grössten Lust.“ Eins übrigens tadelt Held auch an jenem Unterricht, dass nehmlich Rehberger „es unterliess, sich dessen zu versichern, was von der Schüler Seite hätte geschehen sollen, und dass er namentlich es an der Strenge, welche unerbittlich das Auswendiglernen einer grossen Menge von Namen und Zahlen fordert, gänzlich fehlen liess.“ Nicht unerwähnt will ich lassen was Döderlein in der schon erwähnten memoria Helleri in Bezug auf das Verhältniss zwischen Heller und Rehberger sagt: „Saepe extollebat (Hellerus) ex defunctis Rehbergeri simplicitatem prorsus antiquam, quem virum Graece doctissimum, et ipse jam tum praeceptor, tamen studiorum suorum rectorem habuisset;“ von Göz heisst es dann in unmittelbarem Anschluss daran: „Saepe ex viventibus fidem et eruditionem Goezii, senis venerabilis, cujus otio nunquam desiit uti nunc ad consultationes, nunc ad replicandam juventutis suae memoriam.“ Held selber sagt von diesem Manne nichts weiter als „veterum gentium historiae partes quasdam nobis exposuit.“ Ueber den Mathematikunterricht des Professors Müller schrieb Held gelegentlich des Todes desselben im Jahr 1828: „Der Mathematiker Müller hat wohl, seitdem ich kurze Zeit sein Schüler gewesen bin, nie die geringste Veranlassung gehabt, an mich zu denken, aber ich bewahre sein Andenken in einem dankbaren Herzen. Was ich von Mathematik weiss, verdanke ich seiner unnachahmlichen Bestimmtheit und Klarheit; ein Lehrer, wie dieser war, müsste auch die schwierigsten Theile der Mathematik einem fähigen und aufmerksamen Schüler leicht machen.“

In ähnlicher Weise wie Rehberger hat nur noch einer der Lehrer am Gymnasium auf Held eingewirkt, das ist Penzenkuffer. Es ist nothwendig, dass ich die hieher gehörigen Worte Helds in extenso mittheile. Sie lauten: „Eodem fere tempore linguam gallicam et italicam doceri coepi a Penzenkuffero, e cuius praeceptis quantum ceperim fructum, vix dici potest. Nam longe diversus a plurimis recentiorum linguarum magistris, qui loquacitatem quandam imprudentem summam humani animi facultatem putare videntur, tam alte potius repetit grammatices regularum fontes, ut non solum ei, quam nunc potissimum tractet, sed omnibus qualibuscunque linguis lux inde offundatur. Viri huius amorem quum docilitate quantulâcunque ingenii ac diligentiâ mihi conciliassem, familiari paene consuetudine dignum me habuit, nullamque praetermisit occasionem, quae vel erudiendi me, vel delectandi sese obtulisset. Profecto si quid boni umquam in literis praestitero, haud minima eius pars viro illi liberalissimo doctissimoque erit tribuenda.“

Ein hievon sehr weit abweichendes Urtheil über denselben Lehrer findet sich in dem 1872 erschienenen Büchlein: „Bruchstücke aus dem Leben eines süddeutschen Theologen.“ Dort wird S. 45 gesagt: „Dass der Ernst nicht zu tief ging, dafür sorgten andere Lehrer, Originalfiguren der seltensten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Art. Einer war Professor der französischen Sprache. Er machte allzeit ein Gesicht, als wollte er die ganze Welt vergiften. Von seinem Hass wenigstens gegen das Christenthum gingen allerlei Gerüchte, und er sollte ein lästerliches Buch über das Abendmahl geschrieben haben, von dem die Sage verbreitet war, dass es ihm fast seine Stelle gekostet habe. Ich sah das ihm — wie ich glaube fälschlich – beigelegte Buch erst spät, und aus seinem Munde hörte man nichts mehr, also liess ich die Sache beruhen. Desto gründlicher hasste er laut die übliche Aussprache des Französischen. Er war in Paris gewesen und behauptete, dass, so wie andere Leute hier zu Land, dort nur die Fischweiber sprächen. Nach ihm hiess: „Sie lesen also“ auf Französisch: „Wu liseh dong“. „Weg“ hiess: „Schmeng“ und „Arbeit“ lautete: „Trawalch“, und was dergleichen Schönheiten der Aussprache mehr waren. Dazu hatte er eine Grammatik seiner eigensten Erfindung geschrieben, und in die mussten wir uns hineinarbeiten. Man zermarterte die Aussprache des Französischen für seine Stunde, um nachher wieder sich in die reinen Nasallaute hineinzuquälen. Diese Stunden waren eine wahre Plage. Ausser der Stunde sah man ihn nur auf einsamen Spaziergängen, wobei auf seinem Hute eine zahme Taube zu sitzen pflegte. Wir nannten sie den „Penzenkuffer'schen heiligen Geist.““

Diese beiden so divergirenden Urtheile wird man richtig verstehen, wenn man Folgendes erwägt: Held schreibt nicht nur als Schüler, sondern auch als Freund Penzenkuffers. Der Freund aber übersieht leicht Sonderbarkeiten und Aeusserlichkeiten, die der Fernerstehende als Hauptsache ansieht und von denen er einen Schluss auf das ganze Wesen eines Mannes glaubt machen zu dürfen — der Freund übersieht diese, gerade weil er das Wesen des Freundes in seiner Tiefe erkannt hat und also der äussern Erscheinung keinen höheren Werth zuzuschreiben braucht, als sie wirklich verdient.

Nun war aber in der That Penzenkuffer als Lehrer gar nicht unbedeutend und als Charakter höchst achtungswerth. Beweis für beides ist ein Wort Döderleins, eines gewiss vollgültigen Zeugen, in einem beim Tode Penzenkuffers an Held gerichteten Briefe: „Den seligen Penzenkuffer habe ich nie gesehen; aber alle seine Schüler sprechen so von ihm und gegen Roth hat er sich in der kritischen Zeit*) immer so edel gezeigt, dass ich Deinen Schmerz um ihn mitfühlen kann.“ Hieraus sieht man zugleich, dass Held auch später noch mit Penzenkuffer ebenso freundschaftlich verbunden war**) wie in seinen Jugendjahren. Die Urtheile Döderleins und Helds wiegen gewiss dasjenige des Anonymus auf, das sichtlich theologisch beeinflusst ist.

Penzenkuffer war aber auch ganz abgesehen von seiner Lehrtüchtigkeit und seinem trefflichen Charakter ein Mann von scharfem Verstande, der mit richtigem Blick Menschen und Dinge beurtheilte. Man lese nur die folgende Stelle aus einem Briefe von ihm an Held, die ich zugleich deswegen aushebe, weil sie zeitgeschichtlich nicht uninteressant ist. „Nürnberg, den 18. August 1814. . . . Mit Ihrer gräflichen Principalschaft***) scheinen Sie in der Hauptsache zufrieden zu sein, ohngeachtet des Widerstrebenden, welches der bairische Modehass gegen die Preussen einer Seits und die vornehmfreundliche und gnädiglächelnde Mine anderer Seits für Ihr Denken und Fühlen hat. Dergleichen Schwächen lassen sich indessen noch immer gedultig tragen; muss ich ja doch alle Tage (im Museum Abends

*) Das heisst damals, als Roth in Nürnberg vielfache Anfechtungen erfuhr (Roth, Gymn.-Päd. p. 352.).
**) Wofür sich aus Helds Aufzeichnungen Beweise genug beibringen lassen.
***) Held war damals Hofmeister in München.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

über Tisch) jenen Hass aussprudeln hören und — darf nichts dagegen sagen, ich, dessen rasches und feuriges Temperament, besonders wo es auf Recht und Wahrheit ankommt, ohngeachtet meiner ältern Jahre und ohngeachtet der Legionen Krankheiten, die mich zerarbeiteten, gleichwohl nicht ganz geschwächt werden konnte. Wie wäre es Ihnen, wenn Sie z. B. ruhig zuhören müssten, wie die Baierischen Soldaten (deren Tapferkeit übrigens alle Achtung gebührt) sich fast den grössten Theil der Rettung Teutschlands zuschreiben, von den Preussen, wenn nicht ganz wegwerfend, aber doch so sprechen, als wenn diese im Verhältnisse zu ihnen Unbedeutendes gethan hätten, und zwar nach folgendem saubern Argument: „Wenn wir Baiern der Aufforderung Napoleons gefolgt und mit 20000 zu ihm gestossen wären, so wäre die Schlacht bei Leipzig für diesen gewonnen worden.“ — Diese Herren sind also, ohne es selbst zu wissen, ausserordentlich bescheiden, fast bescheidener, als man es von ihnen verlangt, denn sie schreiben sich eine blos negative Ehre bei der Befreiung Teutschlands zu, abgerechnet noch, dass gerade dieses Argument eben keinen erfreulichen Beweiss von einem gewissen Zartgefühl gibt, das des Soldaten schönste Zierde ist und sein soll. Nehmen Sie nun, lieber Freund, dies Factum zu den vielen andern, welche die Tagsgeschichte in Frankreich und Teutschland, sowie ohne Zweifel (vorzüglich) in der Schweiz, in Holland und Italien bis Polen liefert, so werden Sie mir eingestehen, dass Napoleon durch seine vorigen Siege nicht nur, sondern auch durch seine Heuchelei und durch das Blendwerk seiner Lügen und Rodomontaden, weit mehr Unheil in den Köpfen und Herzen der von ihm unterjochten Völker gestiftet hat, als in dem Wohlstande derselben. Ich fürchte für Teutschland, denn mir kommt es vor, als wenn sich durch den Napoleon ein wahrer Völkerhass hier angesiedelt und eingenistelt hätte; jeder teutsche Soldat, der unter ihm diente, dünkt sich ein Wesen höherer Art zu sein, und verachtet geradezu seine Landsleute, die auf ihre eigene Faust und mit eigenem Wagstücke ihre Nationalehre und Freiheit erkämpften. Fast sollte man aber glauben, jener erstere wolle nur sein böses Gewissen beschwichtigen, wenn er sich dem letztern gegenüber denkt und seine eigne Unselbstständigkeit sich dadurch zu verbergen sucht, dass er hartnäkig dem Manne anhängt, von dessen ehemaligen Lorbeeren auch er einen Theil sich zueignen darf, — eine Ehre, die wir ihm so wenig streitig machen wollen, als wir ihn darum beneiden, so lange er seiner Seits klug genug ist, sich alles Verdienstes um die Ehre des teutschen Namens zu begeben.“

Wer so schreibt, in dem steckt doch wohl ein tüchtiger Kern. Penzenkuffers Lächerlichkeiten, die nicht geleugnet werden sollen, erklären sich durch die krankhaften physischen Zustände des Mannes, die sich endlich bis zur ausgebildetsten Hypochondrie steigerten. Nicht nur spricht Penzenkuffer selbst in seinen Briefen an Held (s. auch die obige Stelle!) dies deutlich genug aus, sondern auch Held redet öfter von ihm als von einem gedrückten, leidensvollen, unglücklichen Mann. Möge denn das Andenken eines Lehrers in Ehren bleiben, von dem ein Held schreiben konnte: „Ihm allein verdanke ich den meinem Berufe so unentbehrlichen grammatischen Sinn; und wenn ich zwar bei ihm nur die französische und italienische Sprache erlernte, so nützte mir doch sein Unterricht ungemein viel für alles Sprachstudium.“ Und Held war, als er so sich äusserte, nicht mehr der namenlose Kandidat, sondern längst schon ebenso bekannt als Schriftsteller wie als Pädagog!

Von den übrigen Lehrern ist zunächst Schenk zu erwähnen, den Held mit Worten schildert, welche viele Decennien später herrlich auf ihn selber angewendet werden konnten; er nennt ihn „senem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

iuvenilis paene alacritatis ac diligentiae neque tempore neque multis gravissimisque laboribus umquam fessae." Schenk legte bei seinen Interpretationen der Klassiker den Hauptnachdruck auf die ethische Seite: „Non enim doctos solum fieri volebat discipulos suos, sed omnibus humanae vitae casibus bene praeparatos." Auch hielt er als guter Latinist viel auf gründliche und fleissige Uebung im Lateinschreiben und leitete dazu seine Schüler unermüdet an.

Schon war Held (nach der damaligen Einrichtung) vier Jahre lang, wie er selbst ausdrücklich erzählt, in Schenks Klasse gewesen, als das Gymnasium die bereits erwähnte vollständige Umgestaltung erfuhr. Bei dieser Gelegenheit trat Schenk als vierundachtzigjähriger Greis in Quieszenz. Aber einige Monate später, am 10. Juli 1809, feierte man doch noch des wohlverdienten ehemaligen Rektors fünfzigjähriges Amtsjubiläum. In einer ausführlichen Beschreibung dieses Festes lesen wir: „Unter den Schülern, welche vor dem Jubilar versammelt waren, waren Zeitgenossen von fünf vollen Jahrzehenden, die ihm durch einen aus ihrer Mitte, ein gedrucktes Denkmal ihrer Hochachtung und Dankbarkeit zu stiften beschlossen.*) Einer seiner letzten geliebten Schüler, der dermalen noch im Gymnasium sich befindet, und zu grossen Hofnungen seines Fleisses und seiner glücklichen Talente berechtiget, Johann Christoph Held, übergab ihm davon ein Exemplar." Dasselbe Fest, das Held hier verherrlichen half, beging er 56 Jahre später selbst; nur noch glücklicher als sein ehemaliger Lehrer; denn er war noch in Aktivität, ja er trug die Last des Amtes nach seinem 50jährigen Jubiläum noch 2 Jahre lang.

Bei der erwähnten Neugestaltung des Nürnberger Gymnasiums wurden, wie es scheint, die sämmtlichen Schüler einer Prüfung unterworfen, um sie nach ihren Kenntnissen in die neuen Klassen einweisen zu können. Wenigstens sagt Held: „Examine instituto dignus visus sum, qui in supremam recentis Gymnasii classem reciperer." Da war es nun begreiflicher Weise Hegel, der einen tiefen Eindruck auf Held machte. Held schreibt, er habe von jeher eine grosse Vorliebe für die Philosophie gehegt, so dass er bei den regelmässigen Zusammenkünften, zu denen er sich mit einigen der begabteren unter seinen Mitschülern hauptsächlich zum Zweck der Pflege der Muttersprache vereinigte**), immer Themata aus der praktischen Philosophie zur Behandlung sich auswählte; in den andern Theilen dieser Wissenschaft habe er keine Kenntnisse besessen, oder wenigstens so viel wie keine. Licht habe ihm erst Hegels Unterricht gebracht, und besonders um deswillen seien ihm diese Studien so lieb gewesen, weil

*) Es war ein Verzeichniss aller seiner Schüler mit einer laudatio des Jubilars.

**) Schülerkränzchen solcher Art fanden in späterer Zeit am Gymnasium in Nürnberg immer grössere Theilnahme (auch von Roth wurde dergleichen angeregt; s. Gymnas.-Päd. p. 346 und Nürnberger Gymnas.-Progr. von 1823); sie bestehen daselbst noch, ja sie sind seit etlichen Decennien erst recht in Flor gekommen. Der Zweck dieser Zusammenkünfte ist der schon von Held angegebene geblieben. Es soll durch sie eine grössere Fertigkeit in der Handhabung der deutschen Sprache, namentlich im mündlichen Ausdruck, erzielt werden. Die Mitglieder halten freie Vorträge über selbstgewählte Themata; in der Regel schliesst sich an den Vortrag eine Disputation an. Die Einrichtung hat ohne Zweifel etwas ganz vortreffliches; und dass am Nürnberger Gymnasium im Deutschen mehr geleistet wird, als an mancher andern Anstalt, das ist gewiss auch mit auf Rechnung dieser dort seit lange heimischen Institution zu setzen. Dass diese Einrichtung je ihren ernsten, wissenschaftlichen Charakter verloren hätte und zu Ausschreitungen missbraucht worden wäre, davon ist mir wenigstens nichts bekannt. Es waren immer nur die besten Elemente, die sich zu solchen Uebungen zusammenthaten. Auch finden die Versammlungen nicht in öffentlichen Lokalen, sondern in Privatwohnungen von Schülern statt. Ich weiss recht wohl, dass, was sich an einer Anstalt traditionell eingebürgert hat, sich nicht sofort an andere übertragen lässt; aber doch kann ich den Wunsch nicht unterdrücken, dass diese schöne Sitte edeln und fördernden Zusammenseins der Schüler untereinander auch anderwärts Nachahmung finden möchte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seine Bemühungen auch den Beifall des Meisters gefunden hätten, so dass dieser öfters in Privatgesprächen ihn näherer Belehrung gewürdigt habe über entweder nicht richtig Verstandenes oder an sich Schwieriges. Uebrigens lehrte Hegel, wie wenigstens Held angibt, auch Algebra und Geometrie.

Gegen Ende der Gymnasialzeit erfreute sich Held besonders des näheren Verkehrs mit Heller, welcher ihm ebensosehr durch fleissig angestellte Stilübungen und durch sorgfältige Lektüre griechischer und römischer Schriftsteller fürs Examen von Nutzen war, wie durch einsichtsvolle und treu gemeinte Rathschläge für die nun bald beginnenden akademischen Studien.

1809 war die Gymnasiallehrzeit abgeschlossen. Held erhielt als erster unter den Schülern der Oberklasse die silberne Preismedaille und das Gymnasialabsolutorium zum Uebertritt an die Universität mit der ersten Note und dem Prädikate „vorzüglich würdig."

In der Aula des Nürnberger Gymnasiums sind auf einer Reihe von Tafeln, die Rektor Lochner hat anfertigen lassen, die Namen sämmtlicher Schüler verzeichnet, welche seit 1809 das Gymnasium absolvirt haben. Der erste unter allen diesen Namen ist der unseres Held. —

Es war somit ein guter Grund gelegt für weitere Studien. Diese wurden zunächst in Heidelberg aufgenommen. Held nennt Heidelberg „amoenissimam illam multisque nominibus laudibus efferendam Musarum sedem."

Zu den Zierden dieser Universität gehörte damals in erster Linie G. Friedr. Creuzer, der von 1804—1845 in Heidelberg thätig, gerade 1809 kurze Zeit in Leyden war. Held vergisst nicht zu bemerken, wie günstig er es darin getroffen habe, dass die Rückkunft Creuzers bereits erfolgt gewesen sei: „Belgiae aër crassus humidusque male affecerat eius valetudinem." Neben Creuzer ist August Boeckh zu nennen, „iuvenis," wie Held sagt, „inter paucos lectissimus." Er war 1809 ordentlicher Professor in Heidelberg geworden (da er 1785 geboren ist, nur 6 Jahre älter als Held); 1811 kam er nach Berlin. Beide waren die Leiter des philologischen Seminars; sie hatten die verschiedenen philologischen Disziplinen so unter sich vertheilt, dass in zwei Jahren der ganze philologische Kurs absolvirt werden konnte. „Bei der Behandlung der philologischen Disciplinen," sagt Held, „ging Creuzer mehr wie ein Philosoph, ja selbst wie ein Theolog zu Werk, Boeckh war mehr Grammatiker und Kritiker." Nachdem ein kleines Examen bestanden war, wurde Held seinem Wunsche gemäss ins philologische Seminar aufgenommen. Die Einrichtung des Seminars war die, dass die Mitglieder unter Creuzer in bestimmter Reihenfolge einen lateinischen oder griechischen Schriftsteller erklärten, und in jeder Woche abwechselnd eine Arbeit lieferten über ein philologisches Thema, das sie sich entweder selbst gewählt hatten, oder das von Creuzer gegeben war. In gleicher Weise fanden auch unter Boeckh Interpretationsübungen statt. An allen Uebungen betheiligte sich Held; so wurde von ihm im Seminar interpretirt unter Creuzer: Thucydides, Cic. de nat. deor., Herodot; unter Boeckh: Plato (Minos, „zur Uebung in der höheren Kritik;" damals gerade war von Boeckh erschienen: Simonis Socratici ut videtur dialogi IV de lege cet.), Pindar. Mit dem philologischen Seminar war zugleich auch ein pädagogisches verbunden, dessen Vorstand Schwarz war, „vir artis paedogogicae peritissimus," bei dem Held drei Semester hindurch pädagogische Vorlesungen hörte. Unter den übrigen Vorlesungen hatte Held sich ausgewählt, bei Creuzer: Cic. Tuscul., womit zugleich Uebungen im lat. Stil verbunden waren, Herodot,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Plato Sympos., Symbolik und Mythologie, Archäologie, alte Geschichte, griech. Literaturgeschichte; bei Boeckh: Pindar, Dem. de cor., röm. Literaturgeschichte, griech. Antiquitäten, Metrik, Enzyklopädie und Methodologie der Philologie, Geschichte der alten Philosophie. Am Ende seines dritten Semesters klagt Held, dass Heidelberg „tristem fecit iacturam Boeckhii, qui recens institutam academiam Berolinensem ornaturus" dahin abging. Erinnern wir uns: Es sind die Kriegsjahre 1806 und 7 für Preussen so unglücklich verlaufen; Halle ging verloren; an dessen Stelle trat Berlin als Universität 1809.

Ausser diesen beiden Koryphäen hörte Held auch Voss d. j., dann Wagner, der damals von Würzburg nach Heidelberg gekommen war — dessen System der Philosophie indess Held nicht befriedigte, „es fehlte dem Ganzen die höhere Einheit" — endlich den Theologen Daub. Voss d. ä. lernte er wenigstens kennen. Er macht darüber die Bemerkung: „Quum magnorum virorum vel solus aspectus plurimum saepe facere possit ad cuiuscunque virtutis studium adolescentibus excitandum, ne illud quidem silentio praetermittendum videtur, quod saepius convenire Vossium sen. mihi contigerat, cuius praeclarissimi viri erga me humanitatem satis praedicare non possum."

Auch ein greifbares Resultat seiner Studien in Heidelberg hätte Held gewünscht aufweisen zu können; er machte sich deshalb an die Lösung einer Preisaufgabe: „De coloniis Ionum." Aber obgleich nach Creuzers Urtheil die Arbeit dem Fleiss und dem Scharfsinn des Verfassers alle Ehre machte, so errang Held den Preis doch nicht, so wenig wie ein Konkurrent, den er hatte. Die Fakultät gab dasselbe Thema zu einer nochmaligen Bewerbung fürs folgende Jahr auf und sprach den Wunsch aus, beide Bewerber möchten ihre Kräfte zum zweiten Mal versuchen. Held aber ging hierauf nicht ein, und Creuzer billigt Helds Gründe vollständig mit den Worten: „Die Art, wie Sie sich über das Liegenlassen ihrer Preisbewerbungsschrift entschuldigen, hat mich mehr erfreut, als wenn Sie ohne Weiteres wieder Hand angelegt hätten. Wenn irgend etwas dem wissenschaftlichen Menschen Noth thut, und ihn fördert, so ist es klare Einsicht in die Natur seiner Wissenchaft und in die Bedingungen ihres Studiums. Diese Klarheit der Erkenntniss verräth aber Ihr Brief auf eine so entschiedene Weise, dass ich daraus das beste Vorzeichen für den Erfolg Ihrer fernern wissenschaftlichen Bestrebungen ersehe. Ja ja — das zusammenhängende Lesen der Alten selbst — das ists was den wahren Philologen macht — das ist die via regia, worauf die Meister dieses Faches . . . . gewandelt sind. . . . Wenn Sie so fortarbeiten, so wird es Ihnen an einem Wirkungskreis und an Gelegenheit, der Welt von Ihren Bemühungen Beweise zu geben, nicht fehlen."

Die Herbstferien des Jahres 1810 benützte Held zu einer Schweizerreise, die er in Gesellschaft zweier Freunde Mitte September antrat. Er hat sie genau beschrieben und ich theile zwei Stellen der Beschreibung ausführlich mit, die für Helds Auffassungsgabe und für die Wärme seiner Empfindung besonders charakteristisch sind.

„Am 18. September fuhren wir weiter bis Strassburg. Eine kleine Stunde vor Strassburg liegt Kehl, und von hier aus bis in die Stadt selber wurden unsere Pässe und Pakete fünfmal visitirt. Ueber den Rhein ist eine neue schöne, sehr starke Brücke gebaut. Von den Fortificationen sieht man wenig mehr. Als wir in Strassburg einfuhren, stürmte eine Menge verschiedner Gefühle auf mich ein. Diese ehemalige deutsche Reichsstadt gehörte zu dem ersten Raub, den Frankreich an Deutschland be-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ging, — hier wüthete Schneider, der Mordgeselle und Gegner Robespierres unter tausend Gräueln, — hier ist der Punkt, an dem meistens Frankreichs Schaaren gegen unser Vaterland herausbrechen. — Noch ist in Strassburg eine sonderbare Mischung von altfranzösischer Steifheit, neufranzösischem Libertinismus, und alter Deutschheit. Jene ist sichtbar in manchem alten Herrn in rothem Rock, langer Weste, gepuderter Perüque mit Haarbeutel, mit weithinausstehendem Degen u. s. f. Der zweite erschien in hohem Grade auf einem Kaffeehause, wohin ein Freund uns führte. In mehreren Zimmern war Alles vollgestopft mit kleinen Tischchen, die immer mit drei bis vier galantshommes besetzt waren, welche mit dem unausstehlichen, hölzernen Geklapper ihres Dominospiels recht an die Nichtigkeit ihres Treibens erinnerten. Der liebe, alte, deutsche Charakter ist nur noch in den niedern Klassen zu finden, die immer am längsten an ihren alten Sitten kleben, und noch lange ihre Nationalität behaupten, wenn die höhern Stände längst den Mantel nach dem Wind gehängt haben."

Von Strassburg nahmen die Reisenden den Weg über Freiburg, Müllheim, Basel, Laufen, Delemont, Montier, Pierre Pertuis nach Biel. „Der herrliche, grosse See," schreibt Held, „ist von schöner, hellgrüner Farbe, und von lachenden Ufern umschlossen, die auf der einen Seite waldige Felsen, auf der andern abwechselnd Wiesen, Felder, Gebüsch bilden. Auf beiden Seiten sind viele Dörfer und Fischerhütten angebaut. Nach einer Fahrt von fast zwei Stunden landeten wir an der lieblichen Petersinsel, deren Ufer gegen Biel hin steiler sind, als auf der andern Seite. Sie ist bewohnt von einem Verwalter, besetzt mit einem Wäldchen, mit Obstbäumen, Weinbergen, Ackerland. Glücklicher Rousseau, so lange du auf diesem Eilande weiltest! — Das einfache Zimmer dieses vom Schicksal so hart gebeugten, nur auf dieser Insel zufriednen Mannes ist noch ganz in dem Zustande, wie er es bewohnte, mit einigen Stühlen, einem Tische, einem Bette und einer Kommode ausmeublirt. Vom einzigen Fenster desselben aus hat man eine herrliche Aussicht auf den See. . . . . Wer auf dieser Insel eine Stunde weilt und wird kein Dichter, dess Augen sind blind, dess Sinn ist todt und stumpf." Von da aus ging's weiter nach Bern und Thur, dann nach Lauterbrunnen und Grindelwald und über die Grimsel und Furka nach Altdorf, auf den Rigi und endlich über Luzern, Zug, Zürich, Constanz, Schaffhausen zurück.

Auf zwei Jahre, $18^{09}/_{10}$ und $18^{10}/_{11}$, hatte sich der Aufenthalt Helds in Heidelberg ausgedehnt, und der Abschied geschah nicht eben leichten Herzens. „Invitum me ac tristem Heidelbergâ abiisse, ubi tot res prospere mihi successerant, ubi virorum excellentissimorum usus eram et disciplinâ et consuetudine, nemo mirabitur." Namentlich war es Creuzer gewesen, der Held anzog, der ihn auch seines nähern Umgangs würdigte, ja dem Held „manche Privatbeneficien verdankte." Die Tremung von zahlreichen Freunden konnte ebenfalls nicht heiter stimmen. Möglich auch, dass die Universität, die zunächst aufgesucht wurde, Erlangen, wissenschaftlich nicht viel anziehendes bot. Held sagt von seinem Aufenthalt dort: „Erlangae res ipsas philologicas privatim . . . . maxime tractavi." Doch wurden auch einige Kollegien gehört „de rebus cuique, qui eruditus esse velit, aut necessariis aut utilibus:" so bei Ammon die Briefe Pauli, bei Vogel Kirchengeschichte, bei Stutzmann (Privatdocent) Philosophie, bei Hildebrandt Experimentalphysik und bei Mehmel Aesthetik.

Es scheint übrigens, dass hier in Erlangen das gesellschaftliche Leben mehr zu seinem Rechte kam, als in Heidelberg, obgleich dasselbe dort auch nicht über Gebühr verkürzt wurde, wie zahlreiche Briefe von

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Freunden beweisen. Ueberhaupt würden wir uns von dem Studenten Held ein ganz falsches Bild machen, wenn wir ihn uns ernst und still und als einen grübelnden Stubenhocker vorstellen würden. Im Gegentheil er war ein flotter „Bursch," dem der grüne Frack mit gelben Knöpfen und goldenen Epauletten, der Schleppsäbel und der dreieckige Hut mit dem wallenden Federbusch — wie sich nach der damaligen Sitte der echte Student trug — gar trefflich stand. Jüngere noch lebende Zeitgenossen Helds erinnern sich recht wohl, ihn in diesem Anzug gesehen zu haben.

In Erlangen gehörte Held dem Korps der Franken an. Sein Aufenthalt dort fällt in die Zeit vom Herbst 1811 bis ebendahin 1812. Wir dürfen nicht vergessen, dass ins Jahr 1812 der Krieg Napoleons gegen Russland fällt. Bald wirkten die politischen Verhältnisse auf den Studiengang Helds ein. In Leipzig, das war Helds weiterer Plan, sollten die Universitätsstudien zum Abschluss gebracht werden. Es war namentlich Gottfried Hermann, der damals die Studirenden der Philologie dahin zog.

Der Abschied von Erlangen war leichter, als der von Heidelberg gewesen war. Die Reise nach Leipzig wurde zu Fuss angetreten. Nach einigen Tagen musste aber wegen Erkrankung des Reisegefährten Helds die Post genommen werden. Höchst ergötzlich schildert Held die Einrichtung eines solchen „Leidenskarrens," wie er das nennt, was in Sachsen „Postwagen" hiess. „Die Schlechtigkeit der sächsischen Wege und Postwägen lässt sich nicht beschreiben. Letztere sind blosse ganz und gar offne Leiterwägen, werden alle Stationen gewechselt und umgepackt, sind zum Theil so beschaffen, dass man auf Leitern hinaufsteigen muss, haben keine ordentlichen Sitze, sondern diese werden aus den Kisten, die gerade mit aufgeladen sind, und mit Stroh bedeckt werden, zubereitet, hinter die man dann ein Geländer von schmalen hölzernen Latten steckt, welche Einem das Rückgrat fast einschlagen." Natürlich werden die Reisenden auch abwechselnd entweder „mit kleinen Regenschauern ganz sachte eingeweicht" oder „von einem tüchtigen Regenguss hübsch durchnässt." „Mir aber," schreibt er am Schlusse dieses Briefes an seine Eltern, „hat dies alles Gott sei Dank nichts geschadet" — wie er denn mit einem kräftigen Körper ausgestattet war. Sein Freund und Reisegefährte dagegen kam krank und von den Strapazen ganz erschöpft in Leipzig an.

Nun nahm Held mit ausserordentlichem Eifer wieder die Studien auf. „Da bin ich denn," schreibt er, „alle Tage (mit wenigen Ausnahmen) den ganzen Abend zu Hause und studiere, fühle auch ganz und gar keinen Drang nach der Kneipe;" und an einer andern Stelle sagt er: „Uebrigens bin ich, solange ich hier bin, noch in kein Wirthshaus gekommen und werde auch wahrscheinlich keines betreten. Mit meinen Collegien bin ich sehr zufrieden." Gehört wurde bei Hermann (*κριτικώτατον* nennt ihn Held) Metrik und Aeschyl. Eumen. und zwar „summâ cum admiratione omnium, quae grammaticum criticumque efficiunt, virtutum in uno viro coniunctarum, accuratissimae linguae legum peritiae, maximae in locorum corruptionibus et detegendis et corrigendis sagacitatis, egregiae usus, qui cuiusque aevi, cuiusque scriptoris erat, notitiae, insignis auxiliorum ex omnibus cuiuscunque aevi scriptoribus repetitorum copiae." In einem Brief an Creuzer hebt Held noch besonders die vollendete Form des Vortrags, das Feuer und die Lebendigkeit der Rede hervor, mit der Hermann es verstehe, die Zuhörer zu fesseln und hinzureissen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bei Christian Daniel Beck hörte Held ein Kollegium über Ciceros Verrinische Reden und über ausgewählte Stücke aus Demosth. de corona. Von Beck fühlte er sich weniger befriedigt und angezogen; und ein Vergleich mit Boeckh, bei dem er in Heidelberg dieselbe Rede gehört hatte, fällt nicht zu Gunsten Becks aus, der ihm vor allem nicht gründlich genug ist. Bei Wieland wurde Geschichte des 18. Jahrhunderts gehört.

Gottfr. Heinr. Schäfer — „vir ille eleganti veterum linguarum peritiâ nulli cedens" — las kein Kolleg; aber Held besuchte ihn häufig im Hause und lernte so von ihm vieles, „was man in Collegien gewöhnlich nicht lernen kann."

Für sich studirte Held des Plinius Panegyricus (worauf ihn der zufällige Besitz der Ausgabe von Schwarz geführt hatte), und zwar so, dass er nicht nur diesen umfassenden Kommentar vollständig durchmachte, sondern er sagt uns „ipse conscripsi fasciculum notularum qualiumcunque, quae legenti mihi in mentem venerant." Daraus sind die 1824 als Gymnasial-Programm erschienenen „Observationes miscellae in Plinii panegyricum Traiano dictum" hervorgegangen. Unter den griechischen Schriftstellern war's Demosthenes, der ihn beschäftigte und zwar so, dass er sich mit der Herausgabe der einen oder andern Rede trug. Doch unterblieb dies. Daneben her gingen eifrige Uebungen im Lateinschreiben. Aber nicht nur mit fachwissenschaftlichen Studien beschäftigte sich Held damals, sondern er machte sich auch mit grossem Eifer an das Studium französischer Schriftsteller, namentlich der Dramatiker, sowie später die italienischen vorgenommen wurden: in erster Linie Racine, dann Alfieri. Und wie er nicht las, um gelesen zu haben, sondern wie er sich über alles, was er las, ein eingehendes Urtheil bildete, dafür will ich zum Beleg aus der grossen Zahl von vollständigen Kritiken, die er damals niederschrieb, nur einige charakteristische Stellen hervorheben, die uns die seltene Kapazität des jungen Studenten und die geistige Reife, zu der er bereits gelangt war, unzweifelhaft erkennen lassen.

Ueber „L'homme des champs etc. par Delille" schreibt Held unter Anderem: „So wird hier die Poesie nicht in ihrer Tiefe erfasst, es ist keine Ahnung da von der Gluth der Begeisterung, die in der Brust des Dichters kocht, und in braussenden Tönen sich ergiesst; die Poesie ist da Nichts, als eine Verkleidung eines gemeinen Weibes in eine reich geputzte, mit Gold und Silberstoffen angethane Dame, die sich vor den Leuten sehen lässt, damit diese sagen, ei wer hätte gedacht, dass diess Weib in so schönen Kleidern so schön aussehen würde!"

Dass er gerade Racine genau studiren will, das motivirt Held in folgender Weise: „Racine glänzt unter den Namen, welche den Stolz der französischen Literatur ausmachen, und schon um desswillen verlohnte sichs der Mühe, seinen Geist und seine Kunst in seinen Werken selbst zu studieren. Denn wie sollte es nicht das höchste Interesse für den Geschichtsforscher im ausgedehntern, würdigern Sinn haben, die Nation, welche seit langer Zeit in der grossen Maschine des europäischen Staatensystems ein so wichtiger, eingreifender Theil ist, in dem zu belauschen, worinnen jeder Nation Bestes und Eigenthümlichstes sich am deutlichsten ausspricht, in ihrer Poesie? — Ueberdem haben die Regeln und Manieren, welche die drei grossen französischen Tragiker, unter denen Racine der grösste, wenigstens der correcteste ist, für die Tragödie festgestellt haben, lange Zeit so viele Erörterungen und so viele Streitigkeiten unter den deutschen Kritikern veranlasst, und in mancher Hinsicht so sehr auf deutsche Kunst selbst gewirkt, dass es eines Jeden, dem vaterländische Kunst am Herzen liegt, Pflicht ist, sich mit eignen Augen von dem Werth oder Unwerth jener fremden Musterbilder zu überzeugen."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ueber Iphigenie von Racine schreibt er: „Wer griechischen Geist nur ein bischen kennt, wird sich bei Lesung dieser Tragödie kaum des Lachens enthalten können. Wenn doch nie ein französischer Tragiker antike Sujets bearbeiten, am allerwenigsten homerische Helden mit französischem Putz angethan der Welt produciren wollte! Diesen sitzt das Seigneur und Madame und all der moderne Kram gar possierlich zu Leibe! — Diese Tragödie hat keinen Funken von griechischem Geiste, es sind alle modernen Gefühle und Sentiments in die griechische Welt hineingetragen. . . . Durchaus ist die alte griechische Würde und Einfalt französirt."

Ueber Berenice von Racine: „Dass Racine mit dieser Tragödie die Regel, welche er die erste der tragischen Kunst nennt, zu gefallen und zu rühren, wohl erfüllte, und allerdings das Ziel erreichte, das er mit dieser Regel der tragischen Kunst steckt, ist nicht zu leugnen. . . . Uebrigens schadet wie in allen Tragödien Racines, so besonders in dieser, der tragischen Ruhe und Hoheit seiner Personen nicht wenig das ewige Schwanken zwischen ihren Entschlüssen, das ewige Herumgeworfenwerden zwischen Eifersucht und Liebe. Indess kann der französische Tragiker, dessen Zweck ist zu rühren, und dessen Triumph die Thränen des Parterre sind, dieser Rührungsmittel nicht entbehren; es ist ihm nicht genug einen kräftigen, hohen Entschluss darzustellen, er muss zeigen, wie viel dieser Entschluss kostet, was für Gefühle bekämpft, wie viele Thränen vergossen werden müssen, bis er zur Reife und Ausführung kommt. Das rührt! — So verliert aber der französische Tragiker das Göttliche, das Ideale, und wird herabgezogen in den Kreiss menschlicher Schwäche voll ewigen Schwankens und unruhigen Treibens."

Ueber Phädra und Hippolytus von Racine: „Gewiss nicht ein blinder Zufall liess Schillern unter den Tragödien von Racine gerade diese übersetzen, gewiss leitete seine Wahl eine strenge Prüfung und ein reifes Urtheil. Schon dieser Gedanke kann für diess Trauerspiel eine günstige Meinung erwecken, und diese günstige Meinung wird keineswegs widerlegt, sie wird bestätigt und bekräftigt, wenn man das Werk selbst vorurtheilsfrei und aufmerksam studiert."

Wir haben oben gesehen, dass der junge Held Lust und Kraft zu schrifstellerischen Leistungen in sich fühlte; auf einem ganz andern von mir noch nicht erwähnten Gebiete machte sich in ihm derselbe Trieb zu produciren geltend, auf dem Gebiete der Tonkunst. Von jeher besass Held grosse Liebe zur Musik. „A teneris unguiculis," sagt er selbst, „miro tenebar musicae amore." Schon in Nürnberg erlernte er das Klavierspiel. 1828 schreibt er: „Von allen, deren Unterricht ich vor der Universität genoss, lebt keiner mehr, als Hegel und mein alter Klaviermeister Birkmann." In Heidelberg erfreute sich Held wegen seiner Fertigkeit auf dem Klavier eines gewissen Rufes unter seinen Freunden. Aber wie Held bei allen seinen Bestrebungen sich nie mit der Oberfläche begnügte, sondern immer in die Tiefe stieg, so auch da. In einem Aufsatz aus späterer Zeit „Ueber den musikalischen Dilettantismus" hat Held die Forderung gestellt, es „sollte jeder Musik Liebende sich's zur Pflicht machen, wenigstens zu einer elementarischen Kenntniss der Harmonielehre zu gelangen." Er selbst ist weit hinaus über die „elementarische Kenntniss" vorgeschritten bis zum selbständigen Komponiren. Es lebte und wirkte damals in Leipzig Joh. Gottfr. Schicht, der seit 1810 Kantor an der Thomasschule und Musikdirektor an den beiden Hauptkirchen war. Von ihm sind nicht nur zahlreiche Kompositionen vorhanden, sondern auch ein theoretisches Werk: „Grundregeln der Harmonie." Diesem Manne legte Held seine Arbeiten vor.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Er war," sagt Held selbst, „mit meinen Compositionen so über Erwartung zufrieden, dass er mich zur Herausgabe derselben aufmunterte." Held will dieser Aufmunterung folgen; aber — die bösen Verleger! Hören wir den jungen Komponisten selbst.

„Leipzig, den 21. Dec. 1812. In derselben Stunde, in der ich vor 21 Jahren die ersten Klagetöne in die Welt schickte, trug ich heute zu Herrn . . . . die ersten Töne, auf starkem Notenpapier verkörpert, die ich gerne in der grossen und kleinen Welt, nicht bloss in meinem Zimmer mögte vernehmen lassen, die besonders zu Euch sprechen sollen, ferne Freunde! die ihr oft mit liebevoller Aufmerksamkeit den Spielen meiner Phantasie folgtet! Es gehört zu meinen Lieblingsgedanken, mir Euch zu denken, wie Ihr nicht bloss Euch meiner erinnert im stillen Nachsinnen über die Vergangenheit, oder im trauten Gespräch über verflossne Jahre und entschwundene Freuden — nein! sondern wie Ihr mich auch in der Ferne geniesst, wie von meinem bessern Selbst Euch etwas unmittelbar gegenwärtig ist, wie die Töne, die ich aus vollem Herzen gesungen, auch Eure Ohren berühren, in Euren Seelen tönen! Leider ist meine Hoffnung, dass diese Träume verwirklicht werden, nur schwach. Herr . . . ., ungehalten über das schlechte Manuscript meines angeblichen Freundes, machte eben kein sehr freundliches Gesicht, und erleichterte mein schweres Herz, mit dem ich in sein Comptoir trat, nicht viel. Lieber zehnmal vor die Klinge, als Einmal mit einem Geistesproduct zu einem Verleger." An der Halsstarrigkeit des Verlegers scheiterten denn auch Helds Hoffnungen.

Um gute Musik zu hören, dazu war damals schon Leipzig der rechte Ort. „Wöchentlich einmal gehe ich in das Konzert, das ich wegen der Vortrefflichkeit des hiesigen Orchesters um keinen Preis versäumen möchte." Und auch hier war's nicht ein blosses Hören; Held fasste das Gehörte nicht nur mit vollkommenem Verständniss und mit grosser Schärfe auf, sondern auch mit jener Wärme der Empfindung, ohne welche der wahre Musiker nicht gedacht werden kann. Einige Stellen aus seinen schriftlichen Aufzeichnungen sollen uns das zu klarer Anschauung bringen.

„Leipzig, den 26. Nov. 1812. Grosse Symphonie von A. Romberg. D-dur: Im ersten und letzten Satze ist eine Fuge angebracht. Die Komponisten sollten ihre Kunst im Fugensatze nicht überall zur Schau tragen wollen, in Symphonien steht eine eingeflickte Fuge immer als Etwas Fremdartiges. Der Kontrabass ist in dieser Symphonie, besonders im Anfange des Adagio gemissbraucht, er soll alle Töne tragen und stützen, nicht selbst lustig mit hin und her springen. Was kann auch ein Läufer auf diesem Instrumente wirken, wo man schnell auf einander folgende verschiedene Töne vor dem Geschnarre der dicken Saiten kaum unterscheiden kann."

„Den 3. Dec. 1812. C-dur-Symphonie von Mozart. Dieser Tag, für jeden Musikfreund durch den Tod Mozarts traurig genug bezeichnet, wurde würdig dadurch gefeiert, dass nur Compositionen dieses herrlichen Genius aufgeführt wurden. — Die Symphonie beginnt rasch und majestätisch, das erste Allegro ist inse iner hinreissenden Kraft doch mit einer gewissen lieblichen Milde und Ruhe gehalten, — das unvergleichliche Adagio (F-dur) führt das Gemüth in eine friedliche, wehmüthig heitre Stimmung, — das rasche Menuett bildet den Uebergang zu dem letzten Allegro, einem Fugensatze, der den Zuhörer wie im Sturmwind mit sich fortreisst."

„Den 17. Dec. 1812. Alter Kirchengesang: Veni sancte spiritus! für 8 Stimmen mit Begleitung von Posaunen und Serpent. Unübertrefflich! Ein wahrhaft geistlicher, kindlich frommer Gesang, der in ehrwürdigen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das Herz wunderbar rührenden Tönen aus alter Zeit herüberklingt. Der Serpent thut vortreffliche Wirkung, er geht stets unisono mit der Bassstimme, und gibt dem ganzen Gesang den feierlichen, andächtigen Charakter, den ich mit dem feierlichen Dunkel einer alten gothischen Kirche vergleichen mögte."

„Den 14. Januar 1813. B-dur-Symphonie von Beethoven. Ruhige Stille; nach und nach wirds lebendig, Welle schlingt sich in Welle; mit hohem Muth tritt der Kämpfer hervor, seine grosse Seele bleibt ruhig und klar im Sturme, — es brausst und wüthet rings um ihn, immer drohender die Gefahr, immer beengender der Drang, leise schreitet er durch, — im Augenblick spottet er lächelnd des Feindes, dass dieser den Arm sinken lässt und nicht weiss, wie ihm geschieht, — ein Augenblick, und als Sieger fliegt er davon — der Schluss der Symphonie ist wie Tells Sprung aus Gesslers Fahrzeug."

„Den 11. Febr. 1813. Endlich einmal ward mir das längst ersehnte Glück vergönnt, eine Oper von Gluck zu hören. Im heutigen Konzert wurden die zwei ersten Akte seiner Iphigenie in Tauris aufgeführt. Was soll man da sagen, was loben, preissen? Man muss hören, fühlen, hingerissen werden von der Macht und Gewalt dieses hohen Genius! Er greift das innerste Leben an, seine Töne verhallen nicht im Ohr, man höre sie Einmal, und man geniesst sie ein Leben lang! Wie ergreifend ist der flehende Gesang der Priesterinnen, wie erfüllt die Arie des Thoas mit Todesschauer! wie sanft klagt Iphigeniens Stimme, wie trefflich steigert der Komponist seine Kraft in der Erzählung ihres furchtbaren Traumes! Alles aber ist nur Vorbereitung zu der grässlichen Szene, wo die Furien ihre Geisseln über den schlafenden Orest schwingen, deren Gesang mit dem schrecklichen Akzente auf dem Worte Mutter, eine namenlose ungeheure Gewalt hat! Und wie herzzerschneidend sind dazwischen die erschütternden Klagetöne des Verfolgten! — Wie tief, wie innig ist am Schluss des zweiten Akts der Gesang, unter dem Iphigenie mit den Priesterinnen den Manen ihres todtgeglaubten Bruders opfert! — Ergreift das Einzelne mit unwiderstehlicher Gewalt, so ist noch mehr zu bewundern die harmonische Einheit, die das Ganze belebt, in dem Nichts fremd, Nichts herbeigeholt ist, alle contrastirenden Empfindungen, selbst die wilden Gesänge der Scythen, sich in Ein grosses, herrliches Ganze auflösen!"

In seinen Studien wurde Held noch im Laufe des Wintersemesters durch die kriegerischen Ereignisse unterbrochen. „Iam vero vix semestre hibernum praeterierat, cum turbavit Musarum circulos bellum illud terribile, quo nulla mortalibus maior calamitas poterat obvenire." Der Rückzug der grossen Armee aus Russland hatte am 19. Oktober seinen Anfang genommen; am 6. November begann die Kälte, jener mächtige Bundesgenosse der Russen. Auch Held betont in seinen Briefen die auffallende Heftigkeit, mit der diesmal der Winter auftrat. So schreibt er am 19. Dezember 1812: „Wir haben hier seit einigen Tagen eine ausserordentlich strenge Kälte, wie ich mir sie fast nicht denken kann. Vorige Woche waren ein paarmal Franzosen hier, von denen Einige auf dem Marsche von hier aus erfroren sein sollen." Derselbe Brief enthält noch die Notiz: „Hier trägt man sich allgemein mit dem Gerüchte, der französische Kaiser sey vor einigen Tagen Nachts durchgereist." *)

Die nun folgenden Briefe Helds an seine Eltern enthalten ausführliche Berichte über Erlebtes. Ich hebe das Interessanteste aus.

*) Napoleon war in der That in Dresden gewesen, hatte aber von da, ohne Leipzig zu berühren, seinen Weg über Hanau und Mainz nach Paris genommen, wo er am 19. Dezember eintraf.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Leipzig, den 11. Januar 1813. Seit einigen Tagen marschiren hier die Franzosen durch, welche in und bei Nürnberg seit einiger Zeit Quartier hatten. Man trägt sich ausserdem hier mit mancherlei Gerüchten, z. B., dass die deutschen Gefangenen, namentlich aber die Baiern, von den Russen neu gekleidet worden wären, gar nicht als Gefangene behandelt würden, sondern vielmehr die Franzosen transportiren müssten. In Berlin geht die Erbitterung gegen die Franzosen so weit, dass Offizieren auf der Strasse von dem Degen das Porte-épée abgerissen worden sei, und ihnen Gassenbuben nachliefen und ein Spottlied sangen, das aber hier von den Bürgern auf der Strasse gesungen wird. Es reisen hier ausserordentlich viele Pohlnische Emigranten durch nach Paris. — Schon vor einigen Wochen kamen Würtemberger hier an, welche frisch aufgekaufte Pferde der Armee zuführen sollten, sie bekamen aber Ordre, Halt zu machen und sind noch immer hier.

Leipzig, den 22. Februar 1813. Seit dem neuen Jahre marschirt die ehemalige französische Armee hier durch. Es ist nicht zu beschreiben, in welchem erbarmungswürdigen Zustande sie aus dem Felde zurückkommt. Meistens waren mehrere Regimenter zusammen nicht mehr so stark als sonst eine Kompagnie. Gewöhnlich marschirte voraus ein Haufe Offiziers, weit zahlreicher, als das von ihnen kommandirte Regiment. Nicht selten kamen sie ohne alle Waffen, und mit leinenen Säckchen statt der Tornister. Den kläglichsten Anblick aber gewährte die ungeheure Menge Kranker, die man auf Wägen und Schlitten zum Theil halbtodt herein führte. — Sie hatten im Felde nicht allein Pferdefleisch gegessen, sondern sogar die Leichname angenagt; den Verwundeten, wenn sie auch noch lebten, oder denen, die wegen erfrorner Glieder auf den Strassen liegen geblieben waren, hatten sie die Kleider vom Leibe gerissen, um sich damit zu bedecken. Noch in Berlin gab es manche Szene von der Art. Die Universität in Berlin ist aufgelöst, die Hörsäle, Komptoirs und Werkstätten stehen leer, weil Alles unter die Waffen eilt. Dass dieser Enthusiasmus ganz anders zu erklären ist, als in den Zeitungen geschieht, ist leicht zu begreifen. —

Vergangenen Samstag war in der hiesigen Zeitung eine neue Niederlage, welche die sächsischen Truppen erlitten, zwar in gelinden Ausdrücken, doch immer noch deutlich genug, beschrieben. Die Leute zerrissen sich in der Zeitungsexpedition fast um dies Blatt. Ob die Russen gegenwärtig in Berlin sind, weiss man noch nicht bestimmt, Briefe von da melden, dass sie Berlin umgangen hätten und nach Potsdam marschirt wären. Hier versieht man sich allenthalben mit russischen Wörterbüchern, verkauft die Portraits der russischen Generale, ... und erwartet von einer Woche zur andern die russische Armee.

Leipzig, den 2. März 1813. Ich bin Gott sei Dank! ganz gesund, und von den Russen ist weder jetzt, noch, wenn sie wirklich hieher kommen, Etwas zu fürchten. Uebrigens weiss man hier in politischen Sachen durchaus nicht, wie man daran ist. So viel ist gewiss, dass vor ungefähr 12 Tagen eine kleine Abtheilung, (50—100 Mann), Kosacken durch Berlin gesprengt sind, dass die Franzosen in der Stadt mit Kartätschen unter sie schossen und dass Ein Kosacke dabei blieb. Diese sprengten indess wieder zum Thore hinaus, und es gab vor der Stadt ein kleines Geplänkel. Man sagt auch in einigen Briefen, dass dabei einige Bürger umgekommen wären; diesen widersprechen aber andere Briefe. — Und sonst weiss man gar Nichts Bestimmtes. Dass die Franzosen Berlin geräumt haben, lässt sich daraus schliesen, dass Marschall Augereau mit seiner Equipage hier durchpassirt ist. Gestern sagte man jedoch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dass die Russen noch nicht in Berlin, sondern dass daselbst aufs Neue Franzosen einmarschirt wären. Die Russen sollen, mit Umgehung Berlins, sich nach Hamburg gewendet haben. — Eine andere russische Armee nähert sich Dresden; der König ist bekanntermassen abgereist. Auch von hier ist der französische Consul abgegangen. Man liess jedoch die Russen schon am Samstag in Dresden eingerückt sein, wahrscheinlich aber waren sie noch nicht einmal gestern daselbst. Dass sie Dresden sehr nahe sind, sagen Briefe von da, wie nahe, und wie bald man sie hier zu erwarten hat, weiss keine Seele. Uebrigens soll der russische General die Versicherung ertheilt haben, dass er Sachsen so viel nur immer möglich schonen würde. Hier kommen noch täglich französische Truppenabtheilungen an, theils neu Conscribirte, theils wieder Gesammelte, sie werfen sich, wie es scheint, theils nach Magdeburg, theils nach Torgau, an dessen Befestigung sehr stark gearbeitet wird. — Auch wegen der Krankheiten dürfen Sie ausser Sorgen seyn, die Lazarethe sind ausserhalb der Stadt, und auch ausserdem sind sehr gute Sicherheitsmaassregeln getroffen worden. Für jetzt sehe ich daher noch gar keinen Grund, warum ich Leipzig verlassen sollte, und ich hoffe, dass das überhaupt nicht nöthig werden wird.

Leipzig, den 15. März 1813. . . . Uebertrieben ist es, dass die Universität soviel wie aufgelöst sei. Es sind freilich einige wenige Studenten in der ersten Angst ihres Herzens fortgelaufen. Viele aber mehr deswegen, weil sie fürchteten, der Weg mögte ihnen sonst von den Armeen versperrt werden, als wegen einer andern hier obwaltenden Gefahr, und dadurch wurden vielleicht höchstens zwei Professoren bestimmt, ihre Kollegien zu schliessen, was ich jedoch nicht einmal gewiss weiss. Die übrigen Kollegien werden alle ganz ruhig fortgelesen, auch die meinigen sind keineswegs geschlossen. — Den Rückzug der Franzosen hat die vor 8 Tagen erfolgte Ankunft des Vicekönigs von Italien beschlossen, der auch mit seiner Garde noch hier ist. Einige hundert Mann französische Rekruten, die hier erst das Exercieren lernen sollten, sind bereits den Russen entgegengeführt. Diese stehen dicht vor Wittenberg, und die Kosacken reiten immer in der Nähe der Stadt recognosciren; in Wittenberg selbst sind einige tausend Mann Franzosen; vergangenen Donnerstag brachte man an 200 blessirte Franzosen hier ein, die vier Stunden von Wittenberg sich mit den Russen geschlagen hatten. Sie brachten zum Theil noch blutende Wunden mit, wie ich mit eigenen Augen sah, meistens hatten sie Lanzenstiche von den Kosacken. In den letzten Tagen des Rückzugs sah man noch schreckliche Szenen. Ich stand selbst dabei, wie auf dem Markte ein einziger Windstoss einen himmellangen Kavalleristen umwarf, der, wie er vor Schwäche nicht mehr aufstehen konnte, anfing die Hände zu ringen, und zu weinen, wie ein kleines Kind, bis die Sänftenträger kamen und ihn fortschafften. In einem bretternen Hause, das man auf dem Markte für die unglücklichen Ankömmlinge aufgeschlagen hatte, hörte man ein beständiges Winseln und Heulen. —

Eine zweite russische Armee marschirt durch die Lausitz gegen Dresden. Der General Marschall Reynier wollte die herrliche Dresdner Brücke über die Elbe, mit Erlaubniss des Königs von Sachsen, abbrechen lassen. Da man aber sah, dass das Volk ein saures Gesicht dazu machte, stand man am ersten Tage bald von dem Versuche ab. Am folgenden Tage mussten ein paar tausend Mann Sachsen ausrücken, um die Arbeiter zu decken, und nun sollte es wirklich über die Brücke hergehen. Das Volk aber stürzte wüthend hinzu, entriss den Arbeitsleuten ihre Werkzeuge und warf sie ins Wasser,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

misshandelte die französischen Offiziere, warf sie mit Koth, war schon im Begriff Einen davon in die Elbe zu stürzen, was ein sächsischer Offizier verhinderte, so dass nur sein Hut und Degen ins Wasser flog; von da strömte das Volk vor die Wohnung des Generals Reynier, wollte diesen unter schrecklichem Gebrüll selbst haben; da er sich aber nicht sehen liess, so blieb es bei den eingeworfenen Fenstern. Reynier wurde heute hier erwartet, ist auch vielleicht schon angekommen. Man will gegenwärtig hier wissen, dass die Brücke doch an einem Orte sei wirklich angebohrt worden. Marschall Davoust, der sein Hauptquartier in einem Dorfe, $^1/_2$ Stunde von hier, hatte, ist von da plötzlich fort; wie man sagt, ist er nach Dresden.*) — Die Russen betragen sich überall, wohin sie kommen, musterhaft; wie man sagt, werden sie bei den Bürgern gar nicht einquartirt, und bezahlen Alles, was sie verzehren.

Leipzig, den 23. März 1813. Der König von Italien feierte vergangenen Sonnabend hier noch den Geburtstag des Königs von Rom durch eine grosse Parade der sämmtlichen Garden zu Pferd und zu Fuss, und durch eine Illumination, welche die hiesigen Bürger auf Befehl freiwillig veranstalten mussten, und beschloss die Feyer dieses Tages, wie überhaupt seinen Aufenthalt in Leipzig auf einem Balle, den der Stadtkommandant gab. Dann am Sonntag nach 5 Uhr des Morgens marschirte er mit sämmtlichem anwesenden Militär von hier ab, wie man sagt, nach Magdeburg. Die Preussen sind im Anmarsch gegen Sachsen unter Kommando des General Blücher. — An der Oesterreichischen Grenze gegen Schlesien stehen alle 100 Schritte Pfähle mit der Inschrift: Neutralitätslinie. —

Vor einigen Wochen äusserte gegen mich ein hiesiger Professor den Zweifel, ob im nächsten Sommer hier würden Collegien gelesen werden, weil zu vermuthen wäre, dass an die Sächsische Jugend ein Aufruf ergehen würde, wie an die Preussische. Es hat indess nicht den geringsten Anschein hiezu. Die Collegien werden sowohl jetzt noch immer ganz ruhig fortgelesen, als auch schon für das nächste Semester angekündigt.

Leipzig, den 29. März 1813. Haben Sie im Kreisskorrespondenten gelesen, zu welchen Aufopferungen der Enthusiasmus für Vaterland und Ehre der Nation die Preussen fähig macht? Ich beneide jeden Jüngling, dem es vergönnt ist, in diesem Kampfe das Schwerdt zu führen. Ich kann mir denken, welche Ehrentitel ich für diese Aeusserung von Ihnen bekommen werde. Aber bedenken Sie, was je in der Welt hätte Grosses und Gutes geschehen können, wenn Jeder nur an seine eigne heile Haut gedacht hätte, was namentlich jetzt aus unserm Vaterlande werden würde, wenn der Einzelne nicht im Gedanken an das Ganze sich selbst vergessen wollte!

Leipzig, den 14. April 1813. Heute vor 14 Tagen Abends um 8 Uhr sprengten die ersten Kosacken hier ein. Die Russen wurden hier aufgenommen, wie es sich erwarten lässt, dass sie auch in Nürnberg werden aufgenommen werden. Sie selbst störten auch die Functionen der hiesigen Bürger nur in so fern, als die Begierde, sie zu sehen und zu bewillkommnen, Niemanden zu Hause ruhen und rasten liess. Jetzt ist man bereits an den Anblick dieser ersehnten Fremdlinge gewöhnt und alles geht seinen ruhigen Gang fort. Ihnen Etwas Näheres über die Vorfälle der letzten Tage in hiesiger Gegend zu schreiben, verbietet die Klugheit und eine ausdrückliche Bekanntmachung der russischen Behörden.

*) Am 19. März wurden bekanntlich durch ihn zwei Pfeiler der Brücke gesprengt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Leipzig, den 11. Mai 1813. Wie viel sich seit meinem letzten Briefe hier verändert hat, werden Sie wahrscheinlich durch übertreibende Gerüchte vernommen haben.*) Der Ausbruch des fürchterlichen Sturmes war freilich Leipzig nahe genug, doch ohne bedeutenden Schaden für die Häuser und das Leben der Bürger. — Gestern war ich auf dem Schlachtfelde. Mit dem Eingraben der Todten war man eben (nach vollen acht Tagen) fertig geworden, nur noch ein paar Pferde sahen wir liegen. — Die ungeheure Menge der Grabhügel, in deren jedem 30—40 Mann liegen, die unübersehbare Anzahl der in ganzen Reihen liegenden Tschakos, der weite Umfang der niedergetrettenen Saatfelder, die verbrannten und ausgeplünderten Dörfer, die Menge von Kugeln aller Art, die noch jetzt herumliegen, nachdem bereits Alles von einiger Bedeutung theils von den Franzosen selbst, theils von armen und neugierigen Leuten aufgelesen worden ist, — das Alles kann so ziemlich einen Begriff geben von dieser mörderischen, beispiellosen Schlacht. Am schrecklichsten waren uns die Menge der Blessirten, die noch jetzt auf blossem Stroh, unverbunden theils in Scheunen, theils unter freyem Himmel liegen. Eine Bauernfrau, der selbst Nichts geblieben ist, als ihre Hütte mit ausgehobnen Thüren und eingeschlagnen Fenstern, hat ihrer ohngefähr 30, die in einer Scheune beisammen liegen, in ihre Pflege genommen, welche darin besteht, dass sie ihnen Wasser zuträgt, und frische Baumblätter auf ihre Wunden legt, oder wenn ihr aus glücklicheren Zeiten etwas Kuhmist übrig geblieben ist, die brandigen Glieder damit bestreicht. Ein Dorf ist ganz weggebrannt, so dass man ausser den rauchenden Brandstätten kaum eine Spur mehr davon sieht. Viele andere Dörfer sind zum Theil abgebrannt, alle aber rein ausgeplündert, so dass die Leute weder Brod, noch Getraide, oder Vieh, oder sonst Lebensmittel, ja selbst nicht einmal Tische oder Bänke oder ein Gefäss zum Wassertrinken haben. — Ich hatte neulich Gelegenheit, hier einen Berliner zu treffen, der mir viel von jungen Berlinern erzählte, die ich in Heidelberg zum Theil sehr genau kannte. Sie alle . . . . sind Soldaten.“ —

So weit Held. Man ersieht übrigens aus diesen letzten Worten im Zusammenhalt mit einer Aeusserung in einem oben mitgetheilten Briefe, dass Held, wenn er seiner Neigung hätte folgen dürfen, wohl gerne als Freiwilliger in die Armee eingetreten wäre; allein der ganz entschiedene Wille der Eltern hinderte ihn daran. —

Nach vielem Hin- und Herschwanken musste doch der frühere Plan, ein ganzes Jahr in Leipzig zu bleiben, aufgegeben werden. „Meinen Entschluss zur Abreise von Leipzig,“ schreibt Held selbst am 27. Mai 1813, „bestimmte das Zusammentreffen mehrerer Umstände, besonders aber, dass die Collegien, die ich gehört hätte, wenn ich geblieben wäre, theils gar nicht zu Stande kommen, theils wegen der verlängerten Messe erst nach Pfingsten ihren Anfang nehmen, also in Allem kaum drei Monate hindurch dauern, in welcher kurzen Zeit es unmöglich ist, dem Lehrer, eine Wissenschaft ordentlich vorzutragen, dem Schüler, sie gehörig zu studieren. Deswegen riethen mir auch die Professoren selbst, nicht länger in Leipzig zu bleiben, zumal da man daselbst keinen Tag sicher vor militärischen Unruhen und Störungen ist.“ Und an einem andern Ort sagt er: „Post pugnam Lutzensem tantus invasit Lipsiae incolas terror, ut de nullâ re nec cogitare nec fabulari quisquam posset, nisi de variis, qui prope urbem aut acciderant, aut accidisse dicebantur, casibus ac de periculis, quae Lipsiae, urbi inter Germaniae paucas opulentissimae, imminere videbantur.“ Dazu kamen die endlosen Durchzüge der Truppen, die Ueberfüllung der Stadt mit Verwundeten etc.

*) Am 2. Mai war die Schlacht bei Gross-Görschen oder Lützen gewesen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Also zurück nach Erlangen! — In einem von dort aus, zwei Monate nach der Ankunft geschriebenen Brief erzählt uns Held selbst seinen „Lebenslauf seit der Abreise von Leipzig" folgendermassen:

„Nach einer ganz abentheuerleeren Reise näherten wir uns am 5ten Tage derselben meinem lieben Erlangen. Sie können denken, ob mir der Weg durch die Baiersdorfer Sandwüste lang wurde, ich hätte unserem Pferde oder mir selbst Flügel wünschen mögen. Gleich nach unserer Ankunft lief ich von Hauss zu Hauss, um meine Freunde aufzusuchen, und als ich nach vergeblicher Wanderung wieder in den Gasthof zurückkehren wollte, hatte sich die Nachricht von meiner Ankunft zufälligerweise schon so verbreitet, dass sie mir selbst entgegenkamen, voran der, nach dem mein Herz sich am meisten sehnte. Und nun liess die Freude des Wiedersehens nach einem so inhaltreichen halben Jahre, mich vier Tage lang kaum zu mir selbst kommen, und wer weiss, wann ich daran gedacht hätte, nach Nürnberg zu gehen, hätte nicht ein Brief meiner um mich sehr besorgten Eltern mich aus meinem Taumel herausgerissen. Die Lage, in der ich diese fand, liess mich schneller und klarer erkennen, was in jenen Tagen meine Pflicht war, als zu Leipzig manche lange Ueberlegung mich es hatte finden lassen; sie hatten leider von meinen Absichten*) durch einen unbesonnenen Diensteifer mehr erfahren, als ich gewünscht hätte. — Sie können sich leicht vorstellen, dass es nun nicht an Gelegenheit fehlte, wo ich mich über die damaligen politischen Verhältnisse entsetzlich abkämpfen musste. Denn stimmte auch die Gesinnung unsrer Landsleute im Allgemeinen mit der unsrigen überein, so hatte doch das Feuer der Begeisterung sie noch nicht so nahe berührt, dass ihre Ansichten nicht viel nüchterner, als die meinigen, hätten sein sollen. Während meiner Anwesenheit in Nürnberg wurde denn auch beschlossen, dass ich das laufende Sommersemester noch in Erlangen zubringen sollte, um die gesetzlich vorgeschriebnen vier Universitätsjahre auszufüllen. Nach Pfingsten begab ich mich also hieher, und fand bei weitem mehr und dringendere Arbeit, als ich gedacht hätte. Mein Entschluss nämlich, mich erst an Ostern 1814 zu München examiniren zu lassen, wurde durch mehrere Nachrichten, welche ich von der nicht sehr grossen Humanität der Münchner Examinatoren erhalten, nach und nach immer mehr erschüttert, bis er endlich ganz fiel, und ich beschloss mich schon an Michaelis zu Nürnberg examiniren zu lassen. Ob nun gleich die Nürnberger Examinatoren zum Theil selbst meine ehemaligen Lehrer, zum Theil aber sonst wegen ihrer Billigkeit und Menschenfreundlichkeit allgemein gerühmt und gepriesen sind, so klopft mir doch das arme Herzlein ziemlich laut, wenn ich an die acht Tage denke, von denen so ziemlich das Wohl und Weh meines ganzen künftigen Lebens abhängt. Ich habe daher alle Hände voll zu thun, wenn ich mich nur einigermassen meinen Wünschen gemäss zu diesem harten Gange vorbereiten will; denn bedenken Sie, dass ausser der eigentlichen classischen Philologie mit Inbegriff der sogenannten humanistischen Wissenschaften, als Archäologie, Mythologie, griechische und römische Antiquitäten etc., auch besonders genaue Kenntniss der Geschichte, dann Bekanntschaft mit der hebr., franz., ital. Sprache, mit Philosophie, Mathematik, Physik, Naturgeschichte, Literaturgeschichte, Pädagogik etc. gefordert wird! In so vielen der verschiedenartigsten Wissenschaften sich auch nur mittelmässig bewandert zu zeigen, ist wahrlich keine Kleinigkeit, und ich wollte Gott recht herzlich danken, wenn diese Nuss ohne zu grossen Schaden meiner Zähne schon aufgeknackt wäre. Ich bin daher den ganzen Tag ununterbrochen ernstlich beschäftigt, wiewohl ich nur ein einziges Collegium höre und zwar . . . über Moral."**)

*) Als Freiwilliger in die Armee einzutreten.
**) Bei Vogel.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dieses letzte Halbjahr in Erlangen war sonach lediglich der Vorbereitung auf das Examen gewidmet; „retractavi mecum, quae antea audiveram artium magistros tradentes.“ Daneben her ging die Lektüre des Sophokles; auch las Held damals Böttigers Sabina, Heynes Leben von Heeren u. a.

Im Herbst fand das Examen statt. Die kgl. Prüfungskommission in Nürnberg war zusammengesetzt aus fünf Mitgliedern: Hegel, Heller, Schubart, Kanne, Pfaff. Helds Aufzeichnungen enthalten einige Notizen über den Gang dieses philologischen Examens vom Jahre 1813, die nicht ohne Interesse sind.

Für das Schwierigste („nihil tantopere me vexavit“), was ihm vorgelegt wurde, erklärt Held eine Stelle aus Aristoteles de anima, lib. III, schwierig durch die Unsicherheit der Lesarten; dagegen gefiel ihm besonders die von Kanne*) vorgelegte Frage aus der Mythologie: „An in diiudicandis mythis Graecorum, praecipue Orphicis, respiciendum sit ad fontium antiquitatem et integritatem.“ Ausserdem war eine Reihe von Fragen schriftlich zu beantworten „multae mihi erant scribendae disputatiunculae“ aus dem Gebiete der griechischen und lateinischen Sprachwissenschaft, der Geschichte, der Philosophie, der Mathematik, der Naturgeschichte, der Physik. Man sieht, das Examen hat ganz den Charakter der Prüfungen dieser Art, wie sie in Bayern bis zum Jahre 1853 bestanden. Und auch da ist wenig geändert worden. Erst die allerneuste Zeit hat hierin eine Besserung gebracht. Held hat ganz recht, wenn er schreibt, man musste bei der Buntscheckigkeit der Prüfungsgegenstände alle Mühe aufbieten, dass man nicht in Verwirrung gerieth und Kraft genug bis zu Ende behielt. Bei ihm selbst war freilich nichts Schlimmes zu befürchten gewesen. Er wurde durch allerhöchstes Reskript vom 30. Januar 1814 unter die Zahl der Studienlehramtskandidaten für Gymnasiallehrstellen mit der Note der ersten Klasse und dem Prädikate „vorzüglich“ aufgenommen.

Damit war der erste Beweis geliefert, wie trefflich Held auf der Universität seine Zeit verwendet, eine wie gründliche Befähigung zur Ausübung des erwählten Berufs er sich erworben hatte.

Ich darf diese Periode in Helds Leben nicht abschliessen, ohne der ersten Begegnung mit Döderlein zu gedenken, welche gerade in diese Zeit fällt, und aus welcher für beide Männer ein Freundschaftsbund erwuchs, der durch allen Wechsel der Zeiten hindurch in unveränderlicher Festigkeit bis zu Döderleins Tod fortbestand. Held selbst erzählt in einem Brief an Creuzer vom November 1813: „Gratissimus nuper mihi accidit adventus Doederleinii, ex quo summâ cum voluptate meâ audivi . . . . . bene habere se res Heidelbergenses. Plures ob caussas hunc iuvenem nosse magni facio, qui et ipse mihi videtur literarum haud imperitus et ope suâ . . . . multum me poterit iuvare.“ Dass dies aber die erste Begegnung war, ist aus einem Briefe eines Freundes an Held d. d. Augsburg 6. Februar 1814 ersichtlich, in welchem es heisst: „Der junge Döderlein, der von Heidelberg kam und diesen Herbst mich besuchte, trug grosses Verlangen, Dich zu sehen. Hast du ihn kennen gelernt?“ In den zwanziger Jahren begann ein Briefwechsel zwischen beiden Freunden, mit dem wir uns im weiteren Verlauf unserer Darstellung eingehend werden zu beschäftigen haben.

*) Damals Professor am Realinstitut in Nürnberg, später Professor der orientalischen Sprachen in Erlangen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schon vor dem Examen wäre Held gerne nach München gegangen, ja am liebsten hätte er eigentlich dort das Examen gemacht, wäre er nicht von mehreren seiner Freunde aufs eindringlichste vor demjenigen unter den Examinatoren gewarnt worden, den er bald gerade wegen seiner Humanität und Zuvorkommenheit im höchsten Grade achten und verehren lernte: vor Thiersch. Jetzt nach glücklich bestandenem Examen konnte ihn nichts mehr abhalten jenen Wunsch zu befriedigen. Vor allem war es die kgl. Zentralbibliothek, die ihn dorthin zog. Zugleich versuchte er sich in München das erste Mal auf dem Gebiete des praktischen Lebens als Erzieher: er nahm eine Hofmeisterstelle im Hause des kgl. bayr. Generals Grafen von Seydewiz an.

Mit diesem Schritt war eigentlich niemand zufrieden: weder seine Eltern, die eine baldige Anstellung wünschten, welcher aber die übernommene Verpflichtung im Wege zu stehen schien, noch seine Schwester, weil sie zu wenig Vortheil hiebei sah, noch endlich seine Freunde. Denn diese fürchteten, es möchte die literarische Wirksamkeit Helds bedeutende Hemmungen erleiden. Und Held selbst fühlte sich ebenfalls nicht befriedigt. Er fing bald an, vom „Hofmeisterjoch" zu reden und bekam die gewöhnlichen Leiden einer solchen Stellung in einem vornehmen Hause reichlich genug zu kosten.

Aber nach einer andern Seite hin war der Aufenthalt in München für Held von entscheidender Bedeutung: er begann dort zuerst, literarisch thätig zu sein. „Hätte mein Glücksstern," schreibt er später gelegentlich, „mich nicht auf ein halbes Jahr nach München geführt, und wäre daselbst Thiersch nicht so ausgezeichnet gefällig gewesen, mir den ganz freyen Gebrauch seiner Bibliothek zu bewilligen, ich hätte nicht einmal meine Abhandlung über die vita Alexandri, auch nicht in ihrer jetzigen unvollkommenen Gestalt, schreiben können." Aber auch die Staatsbibliothek bot reiche Mittel. „Der hiesige Codex liefert mir sehr viel Material, und ich denke über den einzigen Alexander eine Abhandlung für die Acta Monac., die zugleich als Doktor-Dissertation gelten soll, füllen zu können." So kam's auch. Auf Grund dieser Abhandlung, welche abgedruckt ist in den „Acta philologorum Monacensium ed. Fr. Thiersch (Mon. 1811—29)" Tom. II. pag. 23—96 und pag. 159—193 unter dem Titel: „Held, Io. Cph., Annotatt. in Plutarchi vit. Alexandri M.", erkannte ihm die Universität Erlangen den Titel eines Doktors der Philosophie zu (1814).

Wichtig war ferner für Held, dass er in der Zeit seines Aufenthalts in München viele bedeutende Männer persönlich kennen lernte, wie ausser Thiersch, namentlich Niethammer, in dessen Hause er ein gern gesehener und häufiger Besucher war, und Roth, den er besonders rühmt: „Ich habe in der kurzen Zeit meiner nähern Bekanntschaft mit diesem herrlichen Manne ungemein viel von ihm gelernt. Er gewöhnte mich an eine schärfere Betrachtung von Allem, was mir vorkommt, im Wissenschaftlichen, wie im gewöhnlichen Leben." Auch die Musik wurde in München eifrig gepflegt; Held war bei den befreundeten Familien als vielgepriesener Klavierspieler bekannt, obgleich nichts mehr seiner Natur zuwiderlief, als ein Sich-Vordrängen; „ich mogte von jeher eine so offne und kundgegebne Absichtlichkeit, wie wenn man mit den Musikalien unter dem Arm zu einem Besuche kommt, nicht leiden. Man gibt sich dadurch so oft den Schein, als wollte man mit seinem Bischen Kunst prunken, und greift in jedem Falle auf eine unfeine Weise der jedesmaligen Stimmung und Laune der Gesellschaft, welche man besucht, vor."

Auch sonst gab's in München manche Anregung, manches Erlebniss von dem der junge Mann bei seinem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

empfänglichen Gemüthe sich tief ergriffen fühlte. Nur Ein Erguss des innersten Herzens aus jener Zeit soll hier eine Stelle finden, weil er uns eine Erkenntniss vom Grundtone der religiösen Ueberzeugung Helds gibt: „Der Abend des Frohnleichnamstages ist mir unvergesslich. Die ganze Kirche war dunkel, nur der Altar mit einer Menge Lichter erleuchtet; hoch von der Orgel herab schwebten die Töne eines herrlichen Kirchengesangs durch die Stille des weiten Raumes. Die Kirche war voll von Knieenden, leise Betenden. Wohl dem, der Gott in jeder Form des Dienstes zu ehren versteht, der eben so wohl der ruhigen Fassung fähig ist, um mit den Protestanten über Gott zu denken, und der dankbaren Erhebung des Herzens zu ihm mit milder, inniger Rührung, — als auch empfänglich für die gewaltigen Eindrücke, die der Katholicismus auf die Sinne macht, um den Menschen im Gefühl der Zerknirschung niederzuwerfen vor dem Heiligsten, das in geheimnissvollem Dunkel sich selbst ewig dem Auge entzieht, und nur in Bildern und Tönen sich ahnden lässt."

Auch der Münchner Aufenthalt ging zu Ende. Nachdem Held jene Hofmeisterstelle ein halbes Jahr lang bekleidet hatte, kehrte er zunächst nach Nürnberg zurück. Die Zeit bis zu seiner ersten Anstellung, die nun bald erfolgen sollte, brachte er theils mit Privatstudien zu, z. B. war es das Werk der Frau von Staël-Holstein über Deutschland, dann Xenophon, was ihn beschäftigte, theils ertheilte er in verschiedenen Familien in Nürnberg Privatunterricht in den alten Sprachen, im Französischen und in der Musik.

Endlich wurde Held unterm 15. April 1815 nach Bayreuth berufen und zwar hatte er die Professur der vereinigten beiden Mittelgymnasialklassen an der Studienanstalt daselbst als Verweser zu übernehmen. Der Klasslehrer, Professor Kaspar Jakob Besenbeck, war am 22. März 1815 gestorben. Helds Thätigkeit ist von da an ununterbrochen dem Bayreuther Gymnasium gewidmet gewesen.

Von seinem neuen Aufenthaltsorte und seinem Berufskreise fühlte sich Held vollkommen befriedigt. Er äussert sich darüber selbst in mehreren Briefen, aus denen ich das Wesentlichste im Folgenden mittheile:

„Ich kann mit vollem Rechte sagen, dass hier sich so viel zu meiner Zufriedenheit und zu meinem Vortheile verbindet, dass es wenigstens zweifelhaft ist, ob ich anderswo es auch wieder so gut finden würde. — Bis auf die kleinsten Verhältnisse des Lebens erstrecken sich die Annehmlichkeiten meines hiesigen Aufenthalts, sogar bis auf die Wohnung. Denn hier wurde mir endlich ein langgenährter Wunsch erfüllt, ich geniesse vom Zimmer aus einer herrlichen Aussicht aufs Land. Meine amtlichen Verhältnisse könnten in keiner Hinsicht angenehmer und vortheilhafter seyn, als sie wirklich sind. Mit meinen Collegen lebe ich in dem besten Einverständniss, besonders hat mir Herr Consistorial-Rath Degen, Rector des hiesigen Gymnasiums, seit meiner Ankunft viele Freundschaft bewiesen; vertrauter noch bin ich mit Professor Wagner*), Lehrer der Philosophie, einem sehr vielseitig gebildeten Manne, und vertrauten Freunde Jean Pauls. Mit meiner Amtsführung scheinen sie wohl zufrieden, und ich selbst geniesse des schönen Gefühls freudig erfüllter Pflicht in einem mir erfreulichen, Andern nützlichen Wirkungskreise. Meiner

*) Es ist derselbe, der 1820 Gymnasialrektor bei St. Anna in Augsburg wurde.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schüler sind gegenwärtig 32, meistens ziemlich herangereifte Jünglinge. Ich lese mit ihnen die Aeneide und das 21. Buch des Livius, im Griechischen den historischen Theil von Jacobs Attika, im Deutschen Lessings Nathan, und häufig Oden von Klopstock, um sie zu den Schätzen unserer Literatur zurückzuführen, an denen sonst unsere Zeit so oft ohne würdige Beachtung vorübergeht. Was mich besonders freut, ist, dass ich ihre Liebe gewonnen, und den Eifer in ihnen erregt habe, dass sie mit theilnehmender Aufmerksamkeit meinem Unterrichte entgegenkommen. So gewähren sie mir selbst wieder Aufmunterung zu unablässigem Eifer für ihre Bildung. Auch bei dem hiesigen Publikum scheine ich in gutem Kredit zu stehen, so dass die Eltern ihre Söhne gerne meinem Unterricht anvertrauen. — Zu meinem Privatstudium bieten mir die hiesige Kanzley-Bibliothek und Privatsammlungen gute Hülfe dar. — Auch an Erholungen fehlt es nicht. Man wohnt in Bayreuth überall nahe an einem Thor; in vielen Strassen sieht man durch die Thore frey hinaus ins Grüne, und das hat auf mich einen so wohlthätigen, erheiternden Einfluss. Ueberdiess wissen die Bayreuther die Vorzüge ihrer herrlichen Gegend recht wohl zu schätzen und zu benützen, und es fehlt nicht an Orten, die sowohl durch reizende Umgebungen, als durch nie fehlende Gesellschaft einem Jeden sicher die gesuchte Erholung finden lassen. In der Stadt selbst versammelt den gebildetsten Theil des Publikums die Harmonie, deren täglicher Gast auch Jean Paul ist, aus dessen beständiger Beweglichkeit des ganzen Körpers beim blossen Gespräch auch der, welcher ihn nicht kennte, einen Schluss ziehen dürfte auf die immerwährende Lebendigkeit des Geistes.“ So war Held auch persönlich dem Manne nahe gekommen, über den er als Student also geschwärmt hatte: „Verzeihung, herrlicher Geist! ich kannte dich nicht, hatte deine Verwandtschaft mit dem meinigen noch nicht tief im Innern gefühlt. Dank für die herrlichen Worte, durch die du mir mein Herz aufschliessest, in denen du aussprichst, was ich hoffe, ahnde, was ich oft in trunkner Seligkeit, und in vernichtendem Jammer fühle! . . . O was du von Trennung und Wiedersehen köstlich sagst! Schon oft habe dich er Trennung Thränen geweint . . . weniger oft durfte mein Herz den Himmelsfreuden des Wiedersehens entgegenschlagen!“ —

Ich bin in der günstigen Lage auch einen Schüler Helds, und zwar seinen grössten, Karl Friedrich Nägelsbach, zum Wort kommen lassen zu können. Aus den Aufzeichnungen Nägelsbachs*) ersehen wir nicht nur, welchen ganz ausserordentlichen Eindruck Helds Persönlichkeit und Lehrmethode auf die Schüler machte, sondern wir erhalten durch sie auch zugleich ein äusserst anschauliches und treues Bild von den damaligen Verhältnissen des Bayreuther Gymnasiums. Der hieher gehörige Abschnitt lautet: „Am 9. März 1814 kam ich in das Gymnasium zu Bayreuth, welches ein Ort vieler Gefahren, aber auch des Heils und Segens für mich geworden ist. Zwar wurden bei meiner Uebersiedlung in Absicht auf die Wahl der Classe, — ich hatte keine Prüfung zu bestehen, — und des Kosthauses die denkbar grössten Fehler gemacht. Meine Mitschüler waren 4—5 Jahre älter als ich. Ich selber ein Kind von 8 Jahren konnte mir bei aller Lernlust nicht helfen; erklärt, eingeübt oder mit den Schwächeren durchgegangen wurde nichts, so dass ich namentlich im lateinischen Specimen wie ein Blinder ohne alles Ver-

*) Dieselben sind von N. kurz vor seinem Tode niedergeschrieben und zwar eigentlich nur „für die Familie und die nächsten Freunde“ bestimmt gewesen; aber sie wurden mir mit der dankenswerthesten Liberalität zur zweckdienlichen Benützung überlassen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ständniss einer Regel arbeitete, und z. B. puero dignus est laudari, weil ja dignus den Ablativ regiere, für ein gutes Latein hielt. So kam es, dass ich mehrere Jahre zu den allerschlechtesten Schülern gehörte, ich darf wohl sagen, nicht durch meine Schuld. Wunderbarer Weise verlor sich meine Lernlust nie, und ich galt wenigstens immer für einen guten Kopf. —

Mein Lehrer war . . . (1814) . . . der gelehrte Musiker und ehrwürdige Barbar J**, eigentlich Stadtkantor. Da seine Methode jetzt schwerlich mehr vorkommen dürfte, so ist es der Mühe werth, sie zu beschreiben. Erstlich, wenn ein Pensum übersetzt werden sollte, wurden zuerst die Wörter verhört. Zu dem Ende stellte sich J** zu jedem Schüler der Reihe nach mit geschwungenem Lineal, um sogleich mit Pfötchen einzuschreiten, wenn das Wort etwa nicht gewusst werden sollte. Man denke sich das achtjährige Kind dem eisgrauen, eiskalten Siebziger gegenüber: es erbebte das innerste Herz in der Brust. Zweitens ging es nun an die Uebersetzung, so sollte man construiren; was das aber sei, habe ich damals durchaus nicht erfahren. Nun wurde jeder Satz von jedem Schüler ohne Ausnahme übersetzt ganz ohne alle Frucht, da Niemand auch nur zuhörte, bis es nahe daran war, dass die Reihe an ihn kam. Drittens um den Ekel voll zu machen wurde nun jedes nomen und verbum ganz mechanisch durchflectirt. Es kam bei den verbis immer wieder ein grauenhaftes Ding vor, conjugatio periphrastica genannt, von der ich in Schnabelwaid*) kein Wort gehört hatte, und wirklich blieb mir der Schrecken vor ihr den ganzen Sommer, da sie mir kein Mensch erklärte. Viertens das Schrecklichste war das lateinische Specimen: ich kann nur versichern, dass ich in diesem ganzen Sommer durchaus keine Vorstellung bekam, wie sich die lateinischen Wörter zu den deutschen schicken. Ich schrieb das Specimen nach der Vorübersetzung der Aelteren und Reiferen rein mechanisch mit tausend Fehlern nach. Nun musste man alle Sonnabende sich in Parthieen zu je fünf Mann um den Katheder herumstellen, jeder musste jeden lateinischen und jeden deutschen Satz hersagen, und bei dem geringsten Stocken schlug der alte Mann ohne alle Rücksicht auf den Delinquenten mit einem Instrumente los, das ich heute noch nur für eine russische Knute halten kann. Und bei diesem fürchterlichen Prügeln dennoch eine ganz unbeschreibliche Zuchtlosigkeit. Empörend war die Einrichtung, die übrigens an vielen Gymnasien herrschte, dass die älteren und stärkeren Schüler die jüngeren ex officio prügeln mussten. Eines aber verdanke ich doch diesem harten und grausamen Mann, eine Anregung zur deutschen Declamation, mit der er sich viel Mühe gab. Namentlich lernte ich durch ihn das Lied vom braven Mann kennen, durch dessen Recitation ich mir auch sein Lob erwarb.

Trotz meiner tiefen Unwissenheit wurde ich im November 1814 in das damalige combinirte Progymnasium**) befördert, bei welcher Gelegenheit oder vielleicht etwas später ich zu meinem grössten Erstaunen erfuhr, dass ich ein superbes Köpfchen sei, während ich alle Ursache hatte, mich für den Abgrund aller Unwissenheit und Unfähigkeit zu halten.

Der Lehrertausch, den ich machte, war kein guter. Ich kam zu einem jungen, durchaus nicht ehrwürdigen, übel beleumundeten Barbaren, dessen Foltermanier darin bestand, die Schüler fürchterlich

*) Wo Nägelsbachs Vater 1812—24 Landrichter war.

**) Die äussere Einrichtung des Bayreuther Gymnasiums war natürlich dieselbe, die wir oben bei der Nürnberger Studienanstalt (s. pag. 6) kennen lernten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bei den Haaren zu schütteln oder auch in die Höhe zu heben. Hier begann das Griechische. Wie gern hätte ich gelernt, aber Niemand fand sich, der mir etwas erklärt hätte, und daher blieb auch das auswendig Gelernte unfruchtbar. Durch Vermittlung dieses Barbaren drangen zu meinem unsäglichen Ergötzen die ersten homerischen Laute an mein Ohr, indem uns der Lehrer an dem bischen Homerunterricht theilnehmen liess, dem Jacobs Blumenlese zu Grunde lag. Ich glaubte, dass nichts auf der Welt schöner lauten könne als κορυθαίολος Ἕκτωρ. Ueberhaupt ist es wunderbar, wie die wenigen Sonnenblicke des classischen Alterthums, die durch jene Barbarei hindurch leuchteten, die jugend-kindliche Seele erfüllten und über den Bereich der Gemeinheit emporhoben. Wenn irgend wann, so habe ich in diesen kaum merkbaren Keimen die Kraft des Classischen und den Sieg natürlicher Schönheit wahrgenommen. —

Im Jahre 1815 (Dezember) wurde Held mein Lehrer, und mit ihm ging mir die Sonne auf. Zwar war im Schuljahr 1815—1816 noch sehr wenig mit mir anzufangen, aber Held hatte den preiswürdigen Gedanken, mich nicht vorrücken zu lassen, so dass ich im zweiten Jahre die volle Wirkung seines Unterrichts genoss (Oberprogymnasium). Was bedurften wir, was bedurfte vor Allem ich? Feste und sichere Kenntniss der griechischen und lateinischen Elementargrammatik. Endlich musste ich erfahren, wann in den Acc. oder Abl. regiere, was es mit der Construktion von dignus für eine Bewandtniss habe, warum man sagen könnte cupiditas emendi und nicht emere. Im Griechischen war die Formenlehre rein mechanisch eingebläut, aber ich erinnere mich noch aufs Lebhafteste, wie mir, als ich nach den Weihnachtsferien, während welcher Held schon begonnen hatte, ich aber als Auswärtiger die Erlaubniss hatte wegzubleiben, zurückkehrte, Hartung (einer der Mitschüler N.s) entgegensprang mit dem Zuruf: „Gib Acht, was du für Dinge hören wirst! Wir haben bisher alle nichts gewusst, aber jetzt zeigt Held, dass es Wortstämme, Casusendungen, Bindevokale gibt, und wie aus solchen Elementen die Deklination und Conjugation entsteht.“ Doch wie gesagt, im Jahre 1816 lernte ich noch blutwenig. Als aber im Jahre 1816/17 Helds Unterricht immer tiefere Wurzeln schlug, waren meine Fortschritte reissend und ihnen entsprechend mein Fleiss. Mit meisterhaftem pädagogischem Takte that aber Held noch mehr. In einer Art Privatlektion las er mit uns Oberprogymnasiasten cursorisch, wie man's nannte, den Curtius. Meine heute noch bestehende Partheilichkeit für Curtius rührt von jenen Stunden her. Es war gar etwas Grosses, sich eine Aussicht auf genussreiche Lektüre der Alten eröffnet zu sehen. Auch wirkte die zunehmende Befähigung auf das Bestreben, schon selbstständig zu lesen, und ich, der ich 1816 noch kein Capitel aus Cornelius Nepos verstand, las mit mehreren freilich gereifteren Freunden schon im Oberprogymnasium nach erbärmlichen Ausgaben die ersten 8 Oden des Horaz, das erste Buch des Virgil, und dieser Drang nach selbstständiger Lektüre ist mir Gottlob bis jetzt geblieben. Kurz am Schlusse des Schuljahrs 1817 war ich, der unverbesserliche Schnitzermacher, der Schüler pessimae notae, wohl auch manchmal brutum genannt, der an sich selbst verzweifelnde Ignorant, mit Glanz der erste, und konnte mein Preisbuch, Matthiäs grosse griechische Grammatik, an dem mich besonders die stattliche Syntax freute, mit gutem Erfolg studiren. Gott allein sei die Ehre, aber mein Retter aus einer gewissen geistigen Verkommenheit, in die ich ohne meine Schuld gerathen war, das war Held, dem Dank gesagt sei für Zeit und Ewigkeit.“ —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hier soll auch eine Stelle finden was Konsistorialrath Dr. Joh. Friedr. Degen, damals Professor der Oberklasse und Rektor des Gymnasiums, im gedruckten Jahresbericht von 1815 über Held gesagt hat. In der „kurzen Chronik" der Anstalt klagt Degen darüber, dass das Gymnasium in „etwas mehr als zwei Jahren" zwei Lehrer durch den Tod verloren habe, und fährt dann wörtlich fort wie folgt: „Indess hatte unsere weise Regierung dafür gesorgt, dass auch jene Klage bald wieder gestillt wurde, indem sie bis zur eigentlichen Wiederbesetzung der Lehrstelle der Mittelklasse die Verwesung derselben in der Person des Lehramtskandidaten, Herrn Dr. Held aus Nürnberg, einem Manne übertrug, welcher, mit den erforderlichen Kenntnissen vollkommen ausgerüstet, sich seit dem 25sten Mai, wo er der genannten Klasse vorgestellt worden ist, nicht nur durch seinen eben so gründlichen als angenehmen Unterricht, sondern auch durch sein humanes, kluges und gebildetes Betragen die allgemeine Achtung und Liebe seiner Zöglinge in hohem Grade zu erwerben wusste. Recht eigentlich zu preisen ist der Staat, welcher für sich und die Wissenschaften in dieser Zeit solche Lehrer nachzuziehen vermag."

Nicht viel länger als ein halbes Jahr hatte Held als Verweser zu fungiren; am 27. November 1815 erfolgte die erste definitive Anstellung. Der damalige Progymnasiallehrer Johann Jordan wurde zum Professor der Mittelklasse ernannt, „deren zeitheriger und von seinen Zöglingen überaus geliebter Verweser," sagt Degen in der Chronik der Anstalt von 1816, „Herr Dr. Held, definitiv zum Lehrer des Progymnasiums von dem allerhöchsten Hofe ernannt wurde, worauf beide am 28. December unter den besten Segenswünschen und unter eindringenden Ermahnungen an die Jugend für ihre neuen Aemter den genannten Klassen vorgestellt worden sind." Mit dieser Anstellung in Bayreuth war ein Lieblingswunsch Helds erfüllt.

Zunächst ist es nun das Amt, das unsern Held ganz hinnimmt und in den nächsten Jahren grössere literarische Unternehmungen in den Hintergrund drängt. 1819 schreibt er: „Ich selbst sehe mich von meinem Lieblingsvorhaben, einige, und mit der Zeit vielleicht alle Biographieen des Plutarchus kritisch und exegetisch zu bearbeiten, weit weggerückt und wer weiss, auf wie lange. Denn erstlich hege ich zu meinem amtlichen Beruf eine solche Liebe, und mache mir von seinen Pflichten einen so hohen Begriff, dass ich bei einer Anzahl von etlichen und zwanzig Schülern, wie ich sie meistens habe, fast nur Geschäfte besorgen kann, die zunächst auf diese sich beziehen, und nur so viel Zeit übrig behalte, als ich brauche, um nicht mit meinem eignen Fortschreiten ins Stocken zu gerathen. Sodann aber fehlt es mir hier (in Bayreuth) zu einer umfassenden philologischen Arbeit an einer reichlich ausgestatteten Bibliothek, so dass ich bei jedem Schritte auf Hindernisse stosse, deren Ueberwindung nicht in meiner Macht liegt."

Damit man sich aber auch ein deutliches Bild von der Lehrweise Helds machen könne, will ich einen der regelmässigen Jahresberichte, welche nach damaliger Art über den ganzen Unterrichtsgang ausführlich Rechenschaft geben, beliebig herausgreifen und das in Bezug auf Methodik Wesentliche mittheilen. Es ist der Bericht von 1819. Held ist in der Untergymnasialklasse. Er schreibt über seine Lehrweise:

I. Griechisch (6 Stunden). Zu Grunde lag Odyssee; Jacobs Attika. Es „wurde in einer dieser Stunden ein kleineres übersetztes Pensum auf das strengste, bis in die allerersten Elemente hinab, grammatikalisch durchgegangen, in den übrigen Stunden aber verhältnissmässig schneller gelesen, jedoch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

so, dass durchaus nichts, was entweder um des Inhalts, oder um der Sprache willen genauere Erläuterung bedurfte, unerklärt blieb. — Ausserdem wurden häufig die eben gelesenen Abschnitte, nach mündlicher Angabe des Deutschen durch den Lehrer, von den Schülern mündlich wieder ins Griechische zurückübersetzt. Damit indessen die Schüler sich gewöhnen möchten, die etymologischen und syntaktischen Gesetze der Sprache mehr in ihrem Zusammenhange zu überschauen, als diess bei der Betrachtung des einzelnen bei der Lektüre vorkommenden Falls geschehen kann, so wurde immer eine der Wochenstunden zum Theil dazu benützt, um die Schüler über einen vorher von denselben zu Hause genau ins Gedächtniss eingeprägten Abschnitt aus Buttmanns grösserer Grammatik, nach seinen Hauptpunkten, durchzufragen, und das zur Erläuterung Nöthige beizufügen. — Die griechischen Stilübungen waren so eingerichtet, dass wöchentlich eine deutsche Aufgabe diktirt und dabei die den Schülern noch unbekannten griechischen Wörter, und in Bezug auf die Construktion, die allernöthigsten Andeutungen gegeben wurden. Die zu Hause gefertigte griechische Uebersetzung wurde vom Lehrer sorgfältig korrigirt, und ohne weitere Bemerkung zurückgegeben. Dafür mussten aber die Schüler in der folgenden dazu bestimmten Stunde, nachdem jeder die an seiner Arbeit vorgenommenen Verbesserungen genau hatte durchsehen können, so wie sie einzeln aufgefordert wurden, Satz für Satz, blos nach der Angabe des Deutschen, griechisch an die Tafel schreiben, und von der Art, wie sie dabei verfuhren, in Hinsicht auf Orthographie, Akzentuation, Syntaxis etc. die strengste Rechenschaft ablegen."

II. Lateinisch. (7—8 Stunden). Virg. Aen.; Caes. bell. Gall. Auch bei dieser Lektüre wurde so verfahren, dass eine Stunde wöchentlich besonders der immerwährenden, strengen Wiederholung der Grammatik bestimmt, in den übrigen Stunden aber verhältnissmässig schneller gelesen wurde. Noch häufiger, als beim Griechischen, wurde hier die mündliche Zurückübersetzung des Deutschen ins Lateinische vorgenommen. — Lateinische Stilübungen in wöchentlich einer Stunde, die jedoch meistens sich zu fast 2 Stunden ausdehnte. Die Gegenstände zu den deutsch diktirten Aufgaben wurden bei weitem dem grössten Theile nach aus dem Kreise der römischen Alterthümer genommen, was um so zweckmässiger schien, je häufiger die Lektüre von Cäsars bürgerlichem Kriege Erläuterungen aus dem öffentlichen Leben der Römer und aus der Geschichte ihrer Staatsverwaltung nöthig machte. — In Hinsicht auf die Wahl der lateinischen Ausdrücke, auf die Bildung der Sätze etc. wurde den Schülern nur angegeben, was mit Recht als ihnen unbekannt angenommen werden durfte. Die zu Hause von den Schülern gefertigten lateinischen Uebersetzungen wurden vom Lehrer sorgfältig korrigirt, jedoch so, dass häufiger die Fehler nur durch Unterstreichen bemerklich gemacht, als wirklich das Richtige dazu geschrieben wurde. Um das so viele Zeit raubende und mancherlei Störung veranlassende Durchgehen jeder einzelnen Arbeit mit dem Verfasser zu vermeiden, wurde von jeder Aufgabe, nachdem die korrigirten Uebersetzungen der Schüler ihnen zurückgegeben waren, eine sogenannte versio emendatior diktirt, und zugleich von Satz zu Satz eine Vergleichung zwischen dieser und den Uebersetzungen der Schüler angestellt, zu welchem Behufe sich der Lehrer jedesmal ein Verzeichniss von den in den einzelnen Arbeiten vorkommenden Unrichtigkeiten gemacht hatte. So konnte nicht nur über Fehler und Mängel, in welchen mehrere Schüler zusammentrafen, immer für alle diese zugleich gesprochen werden, sondern auch alle übrigen, welche nicht bei dem jetzt gerade besprochenen Gegenstand betheiligt waren, mussten sich zu grösserer Aufmerksamkeit und Theilnahme aufgeregt fühlen, theils durch die öffentliche Behandlung der Arbeit eines jeden überhaupt, theils

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

durch den Wechsel, in welchem bald dieser, bald jener mit einer Bemerkung über seine Arbeit angeredet zu werden gefasst sein musste. Dadurch wurde der Zweck erreicht, dass die Korrektur nicht nur für den Einzelnen vorgenommen wurde, der einen Fehler begangen hatte, sondern auch für die Uebrigen, welche theils vor einem künftigen Begehen desselben Fehlers gesichert, theils wenigstens in ihren Ansichten und Kenntnissen fester begründet wurden. — Um überdiess die Gewissheit zu erhalten, dass auch zu Hause eine nochmalige genaue Durchsicht der korrigirten Arbeiten erfolgte, so war einem jeden Schüler aufgegeben, unter jede seiner Uebersetzungen ein Verzeichniss der in derselben begangenen und vom Lehrer gerügten Fehler zu setzen. — Ferner war die Einrichtung getroffen, dass wöchentlich ein Abschnitt aus Gröbels Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische von allen Schülern, ausser den vier jedesmaligen Ersten übersetzt, und von diesen letztern korrigirt wurde.

Die deutschen Uebersetzungen der in den Lehrstunden gelesenen Stücke aus den griechischen und lateinischen Klassikern wurden sämmtlich von allen Schülern zu Hause niedergeschrieben, und in den folgenden Stunden bald von dem, bald von jenem, nach Aufforderung des Lehrers, vorgelesen. Ebenso wurde auch streng darauf gehalten, dass jeder Schüler nicht blos auf alle Lectionen vorbereitet zu sein versicherte, sondern, in soweit diess möglich war, die schriftlichen Beweise davon vorlegte.

III. Deutsche Sprache in wöchentlich zwei Stunden, welche nach den Bedürfnissen der Schüler grösstentheils nur verwendet werden konnten zur Beurtheilung der von denselben über leichte Themata gelieferten deutschen Aufsätze, zum Vorlesen von Musterstellen aus deutschen Klassikern, und zur Declamation auswendig gelernter Stücke. In Verbindung hiemit stand eine zum Behuf des Sprechens in gutem und zusammenhängendem Ausdruck öfters vorgenommene Uebung. Es wurde nehmlich der Reihe nach jedem Schüler irgend ein gelesener Abschnitt aus einem griechischen, oder lateinischen, oder deutschen Schriftsteller bezeichnet, den er zu Hause sorgfältig lesen, und dessen Hauptinhalt er sodann in der nächsten dazu bestimmten Stunde so frei und unabhängig als möglich vortragen musste.

IV. Allgemeine Weltgeschichte nach v. Breyers Lehrbuch, in zwei Stunden wöchentlich. Nach einer kurzen Wiederholung der zwei ersten Zeiträume der alten Geschichte, wurden ausführlicher der dritte und vierte Zeitraum von Cyrus bis zu dem Anfang des römischen Kaiserthums vorgetragen, und zwar so, dass abwechselnd, je nach der grössern und geringern Wichtigkeit der Begebenheiten bald die mündliche Erzählung des Lehrers vorausgieng, auch wenn die Darstellung des Lehrbuchs schon ausführlich genug gewesen wäre, bald nur den Schülern das ihnen zum Durchlesen Aufgegebene abgefragt wurde. — Nach jedem kleinern Abschnitte folgte eine genaue Wiederholung, und nach jedem grössern Abschnitte wurden die Hauptbegebenheiten desselben wieder zu einem allgemeinen Ueberblick herausgehoben, damit die Schüler in der Fülle der Thatsachen sich leicht zurechtfinden, und sich gewöhnen möchten, über dem Einzelnen nicht den Gang der Weltgeschichte im Grossen zu übersehen. Zur Erleichterung der Uebersicht mussten die Schüler über den ganzen in diesem Jahre behandelten Theil der Weltgeschichte sich selbst nach Anleitung des Lehrbuchs chronologische Tabellen anlegen. Auch wurde den ganzen historischen Unterricht hindurch die alte Geographie, mit Hülfe der Karten von D'Anville, auf das genauste berücksichtigt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

V. Neuere Geographie nach Stein, in wöchentlich zwei Stunden. Die Erdbeschreibung von ganz Europa wurde vollendet, und durch stete auf mannichfaltige Art angestellte Wiederholung eingeübt; von der Geographie der übrigen Erdtheile aber am Schlusse eine kurze Uebersicht gegeben. Uebrigens war in diesem Fache fast Alles dem häuslichen Fleisse der Schüler überlassen, und konnten die Lehrstunden grösstentheils nur gelten als Prüfungen über das zu Hause Gelernte.

VI. Mathematik in zwei Stunden wöchentlich. Nach einer kurzen Wiederholung der Lehre von den gemeinen und zehntheiligen Brüchen wurde fortgeschritten zur Buchstabenrechnung, in so ferne sie zum Bilden und Verstehen leichter Formeln nöthig ist, zur Lehre von den Potenzen und von der Ausziehung der Quadrat- und der Cubikwurzel. — Bei dem sehr langsamen Gang in diesem Theile des Unterrichts war die Bemühung des Lehrers hauptsächlich darauf gerichtet, dass die Schüler, nachdem sie, so viel möglich, die Gesetze selbst aufgefunden, nicht nur in jedem gegebenen Fall nach denselben verfahren, sondern auch umgekehrt jedes Verfahren wieder auf seine ersten Gründe zurückführen lernen, und so zu einem recht klaren Verständniss aller vorgekommenen Lehren gelangen möchten. Dieses Verständniss mussten sie aber darthun, theils durch mündliche, theils durch schriftliche ausführliche und wohlgeordnete Beschreibung des Verfahrens in jedem Falle, nebst Angabe seiner Gründe. Ausserdem wurden von Stunde zu Stunde Beispiele gegeben, die von den Schülern zu Hause berechnet werden mussten.

VII. Religion in einer Stunde wöchentlich, nach Niemeyers Lehrbuch, dessen erster Abschnitt, nehmlich die historisch-praktische Einleitung in die biblischen Schriften, erläutert wurde. Damit wurde verbunden die häufige Vorlesung und Erklärung grösserer und kleinerer Stücke aus den biblischen Schriften selbst, zu welchen eine innige Liebe in den Gemüthern der Schüler zu erwecken, das stete Bestreben des Lehrers war.“*)

Der Unterrichtsgang konnte aber nicht lange gleichmässig derselbe bleiben. Damals wie zu allen Zeiten in Bayern war des Aenderns und Besserns an den Studienplänen kein Ende. Der 1808 ins Leben getretene Studienplan (das Niethammer'sche philologisch-philosophische Normativ) erhielt 1813 und 1816 so viele Zusätze und erlitt so viele Veränderungen, dass seine ursprüngliche Gestaltung kaum mehr zu erkennen war. Eine sehr tiefgreifende Aenderung war 1816 die Beseitigung der Lehrer der Mathematik und die Ueberweisung dieses Lehrgegenstandes an die Klassenlehrer. In der pag. 30 ff. mitgetheilten Stelle sahen wir deshalb Held seine Lehrmethode auch in diesem Fache (s. Nr. VI.) darlegen. Die Neuerung war keine glückliche, und Held sprach seine Missbilligung derselben bei jeder Gelegenheit unverholen aus. Doch erhielt die Bayreuther Anstalt erst 1821 wieder einen Professor der Mathematik. Für den (protestantischen) Religionsunterricht wurde ein besonderer Lehrer überhaupt erst 1835 ernannt. Der Klasslehrer ertheilte auch diesen Unterricht. S. oben Nr. VII. — Diese und andere auch die Klasseneintheilung betreffende Umgestaltungen wirkten nicht nur störend auf den Unterricht, sondern sie bedingten auch einen häufigen

*) Es ist interessant auch Helds einfache, klare, sachgemässe Darstellung mit der Art zu vergleichen, wie andere damals schrieben. Degen las 1818 mit den Schülern Tac. Ann. I. u. II. Er sagt: „Nicht ohne die grösste Theilnahme waren auch immer die Studirenden zugegen, zumal wenn sie aus dem Munde des gebildetsten römischen Erzählers vernahmen, dass sich der tolle Uebermuth der stolzen römischen Machtgebieter nicht einmal damit begnügen wollte, die wilden Germanen vor beinahe zweitausend Jahren etwa zu Sklaven zu machen, sondern dass derselbe nichts geringeres Willens war, als die schreckliche Rotte, damit Rom, d. h. die Welt Friede hätte, von der Erde — gänzlich zu vertilgen.“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wechsel in der äussern Stellung Helds. Zunächst wurde Held unterm 20. Oktober 1817 zum Professor der Untergymnasialklasse (mit 800 fl.*) und Wohnung im Gymnasialgebäude, anfangs gegen Miethzins von 50 fl., später ganz frei), dann am 12. Oktober 1820 zum Professor der Untermittelgymnasialklasse ernannt. In demselben Jahr wurde er Mitglied des Studienrektorats, welches damals aus einem Rektor und zwei Assessoren bestand; als zweiter Assessor fungirte er bis 1822, als erster von 1822—24, in welchem Jahre diese Form der Studienrektorate aufgehoben wurde. —

Indess bei allem Eifer im engen Kreis der Amtspflichten richtete Held seine Blicke doch immer auch auf das allgemeine Gebiet der Wissenschaft. So schreibt er am 2. Januar 1819 an Creuzer:

„Wenn nur die herrliche alte, in so vieler Hinsicht erspriesliche Sitte der Schulprogramme auch wieder zu uns gebracht werden könnte! Unsere sogenannten Jahresberichte leisten nur das Eine, was freilich von jeder Schulschrift mit Recht gefordert wird, d. h. sie geben bloss genaue Kunde von der Anstalt und ihrer Geschichte, und füllen freilich auch so, da die meisten unserer Studienanstalten eine ziemlich bedeutende Anzahl Schüler haben, die Alle namentlich, nach ihren Fortschritten geordnet, aufgeführt werden müssen, eine grössere Anzahl Bogen, als die meisten, gelehrtesten Programme. Aber da liessen sich gar füglich Abkürzungen treffen, damit auch jener andere Nutzen, welchen kleine wissenschaftliche Abhandlungen stiften, könnte erreicht werden. So bliebe denn doch uns Lehrern auch noch ein Weg zum Verkehr mit der grössern literarischen Welt offen. Zu grössern selbstständigern literarischen Unternehmungen haben ja ohnediess die Wenigsten von uns die nöthigen Mittel.“**) Damals trägt sich auch Held bereits mit dem Plane der Herausgabe des Cäsar. „Weil ich,“ schreibt er in demselben Brief an Creuzer, „wie wohl Jeder, meine Wirksamkeit wo möglich über meine nächste Umgebung auszudehnen wünsche, so habe ich den Entschluss gefasst, Cäsars Bell. civ. nach Art des Cornelius Nepos von Bremi zu bearbeiten, wozu ich der Hülfsmittel . . . habhaft werden kann; überdiess hängt diese Arbeit genau zusammen mit meinen Amtsgeschäften, indem ich erwähnte Schrift meinen Schülern im Gymnasium erkläre, und zu diesem Behuf mir bereits ein Heft angelegt habe. Wenn ich damit so vielen Nutzen stifte, als Bremi mit seinem Cornel, so habe ich mehr erreicht, als ich zu hoffen wage; an Stoff wenigstens zu einer gerade für Schüler recht lehrreichen Bearbeitung fehlt es in Cäsars Bell. civ. nicht.“

Geschrieben hat Held in der ersten Zeit seiner Amtsthätigkeit ausser einigen Rezensionen philologischer und pädagogischer Werke in wissenschaftlichen Zeitschriften, einen Aufsatz „Ueber die musikalische Bildung jetziger Zeit“ (Leipziger Musikzeitung 1819 Nr. 34 und 35), der uns zeigt, wie tief Held die Musik ihrem Wesen, ihrer Wirkung und ihrer Aufgabe nach erfasste. Ich gebe die Grundgedanken der Arbeit wieder, deren Tendenz ist, zu zeigen, wie die Musik auch pädagogisch verwerthet werden kann.

---

*) Bei seiner ersten definitiven Anstellung bezog Held einen Gehalt von jährlich 600 fl. ohne irgend welche sonstige Emolumente.

**) Es bestanden damals nur wenige philologische Zeitschriften. Jetzt freilich sind die Verhältnisse sehr viel anders geworden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Wer den Werth der Musik erkannt hat," schreibt Held, „muss erfreut sein zu sehen, wie weit verbreitet gegenwärtig diese Kunst ist. Bei einem tiefern Blick aber in das Wesen dieser Verbreitung findet man manches beklagenswerthe. Begreiflich ist dies freilich. Denn 1) ist die Musik diejenige Kunst, für welche der Sinn von Natur am allgemeinsten ausgetheilt ist: die Töne der Musik dringen frei und ungehindert zu einem jeden Herzen, während die Worte des Dichters oder die Darstellungen des Malers zu ihrem Verständniss die Voraussetzung eines gewissen Bildungsgrades bei Hörer und Beschauer haben. 2) Ist die Musik die geselligste Kunst: soweit nur die Hörbarkeit physisch möglich ist, kann, auch wenn eine noch so grosse Menge versammelt ist, doch jeder im nämlichen Augenblick den nämlichen Genuss haben, während ein Gemälde nur sehr wenige zu gleicher Zeit betrachten können; und der ewig wechselnde Reiz der Melodie lässt bei seiner belebenden Kraft so leicht keine Ermüdung aufkommen, die bei der Vorlesung von Gedichten etc. bald einzutreten pflegt. Auch findet bei dieser Kunst Jeder Nahrung nach seiner individuellen Weise. Sie wirkt ebenso auf grosse Massen wie auf kleine Kreise. 3) Findet bei der Musik eine Scheidung zwischen den Schaffenden und den Darstellenden statt, wie bei keiner andern Kunst: die Gabe ausgezeichneter Tondichtung ist nur Wenigen verliehen, das Talent zur musikalischen Darstellung aber viel freigebiger von der Natur ausgespendet, als man gewöhnlich glaubt. Dazu kommt, dass diese Befähigung auch vielfach nur auf der technischen Fertigkeit beruht." . . .

Das führt auf den Geist, von dem das gewöhnliche musikalische Treiben unserer Tage durchdrungen ist.

„Viele lernen selbst oder lassen ihre Kinder aus sehr unedlen Motiven Musik lernen, z. B. zum Zeitvertreib, oder um sich dadurch den Weg in die vornehme Gesellschaft zu bahnen oder aus reiner Eitelkeit. Die Allerwenigsten haben auch nur eine leise Ahnung davon, dass wahre musikalische Bildung zur Veredlung des innern Menschen wesentlich beitrage und im Stande sei, das Gemüth reinigend abzuziehen von allem Gemeinen; die Meisten zerren die Königin, die geboren ist, auf einem der erhabensten Throne im Reiche des Geistigen zu herrschen und zu walten, mit ihren ungeweihten Händen herab in den Schmutz ihres sündhaften Lebens und zwingen sie, ihrer himmlischen Schönheit entkleidet, als gemeine Dirne aufgeputzt, um sie her zu tanzen, um so die Augen des schaulustigen Pöbels auf sich zu lenken. Das Schlimmste ist, dass man die erzieherische Kraft der Musik nicht mehr kennen will. Wenn es nämlich wahr ist, dass, nebst der Dichtkunst, unter allen Künsten keine ist, welche den Menschen innerlicher ergreift, das Gemüth gewaltiger beherrscht, über alle Gefühle eine unumschränktere Macht ausübt, als die Musik, so muss es auch einleuchten, einerseits welch eines wirksamen Mittels zu wahrhaft edler Bildung unsere Erziehung sich begibt, wenn sie es versäumt, den Unterricht in dieser Kunst auf zweckmässige Weise in das Leben der Jugend eingreifen zu lassen, und andrerseits wie verderbliche Folgen für die menschliche Ausbildung sie herbeiführen würde, wenn sie sich erfrechte, auf eine entnervende, nur für den äussern Sinn und für äussere Zwecke berechnete Weise ein leichtfertiges Spiel mit der hohen, ernsten Kunst treiben zu lassen." . . .

„Dass solches Verderben verhütet werde und diese edle Kunst auch pädagogisch segensreiche Wirkungen äussern könne, dazu ist vor allem nöthig, dass man die Jugend in dem Sinne unterrichte,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dass diese Kunst nie dem Schüler dargestellt wird als ein Mittel zur Erreichung äusserer Zwecke, am allerwenigsten zur Befriedigung der Eitelkeit. . . .

Man sollte darauf dringen, dass kein musikalischer Unterricht anders als mit Unterricht im Gesang eröffnet werde, denn im Gesang liegt die höchste Kraft der Musik. Da es sich hier nicht um Gewinnung einer Sängervirtuosität handelt, so kann der Mangel etwa einer schönen Stimme nicht als Hinderniss betrachtet werden. Grosse Sorgfalt ist natürlich auf die Wahl der Lieder zu verwenden. . . .

Sobald es die Umstände gestatten, ist zum Singen von Choralmelodien fortzuschreiten. Denn wie alle Kunst von Religion ausging, so namentlich Musik von der christlichen, und darum sollte religiöse Musik auch in jedem Einzelnen die Basis seiner musikalischen Bildung sein. Auf dieser Grundlage aufgeführt würde dann ein Tempel sich im Menschen erbauen, dem kein unlauterer Gedanke in kraftlosem Tongeleier sich nahen dürfte. So würde nach und nach die innigste Theilnahme an derjenigen Gattung von Musik, welche anerkannt die höchste ist, nämlich an der Kirchenmusik, wieder erwachen. . . .

Gerade hier (in der Kirche) wäre der rechte Ort, wo es den Eltern Freude machen sollte, ihre Kinder an den musikalischen Aufführungen thätigen Antheil nehmen zu lassen, hier, wo des Höchsten Preis und die Erbauung der andächtigen Christengemeinde Zweck des Singens und Spielens wäre, wo die Unbemerktheit der Person und der Mangel an Gelegenheit zur Schaustellung äusserer Fertigkeit ein Prunken der Eitelkeit gar nicht möglich machte. . . .

In der Ausbildung der Harmonie feiert ihrer Natur gemäss deutsche Eigenthümlichkeit einen ihrer Triumphe, und schon darum sollte jeder Musik liebende Deutsche es sich zur Pflicht machen, wenigstens zu einer elementarischen Kenntniss derselben zu gelangen. Diese Kenntniss allein auch ist es, welche das tiefere Verständniss eines musikalischen Kunstwerks eröffnet.“ —

In die ersten Jahre von Helds amtlicher Thätigkeit fällt ein Ereigniss, welches damals in den weitesten Kreisen das grösste Aufsehen erregte und besonders tief auch Held ergriff, die plötzliche Entlassung des damaligen Progymnasiallehrers Joh. Georg Bezzel vom Amte wegen einer unvorsichtigen Aeusserung über Kotzebues Ermordung durch Sand. Zwar unmittelbar war Held natürlich nicht im geringsten von der Angelegenheit berührt. Aber die Art und Weise, wie er sich des unglücklichen Freundes und Kollegen in dem unerwarteten Missgeschick annimmt, und die Darstellung, die er selbst von dem Vorgang gibt, aus welcher jene edle Entrüstung über geschehenes Unrecht hervorleuchtet, deren nur ein grosser Charakter fähig ist, dies alles zeigt uns Held auch als einen so echt und wahr fühlenden Menschen, dass unser Bild von ihm eines wesentlichen Zuges ermangeln würde, wenn diese Episode hier nicht eine Stelle fände. Dazu kommt noch, dass dieselbe als Beitrag zur Kenntniss jener unseligen Reaktionsperiode nach den Freiheitskriegen auch ein besonderes zeitgeschichtliches Interesse für sich in Anspruch nehmen darf.

Held sucht durch die freimüthige Erzählung des Hergangs eine hochgestellte Persönlichkeit für den schwer Betroffnen zu interessiren, damit der vernichtende Schlag vom Haupte des Unschuldigen abgewendet werde. Das ist die Veranlassung des folgenden Briefes, von dem ich mit Hinweglassung des Eingangs und des Schlusses nur den sachlichen Theil wiedergebe.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Bayreuth, 22. Mai 1819. An dem Tage, an welchem die erste Nachricht von Kotzebue's Ermordung hieher gekommen war, erfuhr Bezzel dieselbe noch des Abends in der Harmonie, und wurde durch sie im Innersten erschüttert, da Sand noch vor wenigen Jahren sein Universitätsfreund gewesen war, den er innig liebte, und gewiss lieben durfte, nach allen Zeugnissen, die Alle, welche jenen Unglücklichen, in welchem Verhältniss auch immer, kennen gelernt, seinem früheren Leben ertheilen. Von dem Gedanken an den Thäter und seine unglückselige That erfüllt und bewegt kam Bezzel am folgenden Morgen in seine Klasse, und gleich beim Eintritt riefen ihm mehrere Schüler in den lieblosesten Schmähworten absprechende Urtheile über den Vorfall entgegen. Dadurch erst sah Bezzel sich veranlasst, in der Schule von der Sache zu sprechen, und, weit entfernt, auch nur Ein Wort zur Entschuldigung der That fallen zu lassen, indem er vielmehr erklärte, dieselbe verdiene nach seinem und jedes Vernünftigen Urtheil die Strafe auf dem Blutgerüste, verwies er den Schülern nur die bewiesene eilfertige Lieblosigkeit im Urtheil über den Charakter des Thäters, und fügte hinzu, dass das Richteramt über das Innere eines Menschen überhaupt nicht den Menschen, am allerwenigsten Knaben, sondern allein Gott zukomme. Dabei versäumte er nicht, die Schüler aufs ernstlichste zu ermahnen, dass sie von frühster Jugend an sich in den Grundsätzen der Religion und Sittlichkeit befestigen sollten, so dass nie eine schwärmerische Anwandlung, oder eine Aufwallung der Leidenschaft sie zu einer Handlung verleiten möchte, die vor ihrem Gewissen und vor Gott nicht würde bestehen können. An diese Ermahnungen knüpfte er auch die Warnung vor dem Lesen Kotzebue'scher Schriften, welche ja jeder gewissenhafte Lehrer sich zur Pflicht machen muss, und äusserte dabei den Gedanken, dass Kotzebue sich an seinem Vaterlande allerdings vielfach versündigt habe, und dass sein Schicksal, nach den Gesetzen der Weltordnung, die immer unsichtbar walte, oft aber auch sichtbar hervortrete, als eine Folge jener Sünden betrachtet werden könne. —

Diese Aeusserungen mögen von einem oder dem andern Schüler entstellt und halbrichtig weiter getragen worden sein; das Publikum war ohnediess schon aufgeregt theils durch den Vorfall in Mannheim selbst, theils durch Aeusserungen Anderer, denen die Verdrehungen Uebelwollender den Schein gaben, als sollten sie Sands That rechtfertigen, und so wurde denn das, was Bezzel in der Schule gesprochen ihm von Manchen förmlich als Verbrechen angerechnet. Dadurch bewogen rief Herr Kreis-Schulrath Gr.*) uns sämmtliche Lehrer zusammen, liess sich von Bezzel erzählen, was er in der Klasse vorgebracht hatte, und machte ihm nur den einzigen Vorwurf der Unklugheit, dergleichen Aeusserungen gerade in der Schule gethan zu haben, wo sie einem falschen Verständniss so leicht ausgesetzt gewesen seien.

Am folgenden Tag erhielt das Rektorat ein Rescript der hiesigen Regierung mit dem Befehl, eine schriftliche Erklärung Bezzels in welcher das, was Bezzel in der Klasse, und nachher in Gegenwart des Kreisschulraths und sämmtlicher Lehrer gesprochen hatte, wiederholt sein sollte, binnen 24 Stunden einzuschicken. Bezzel schrieb diese Erklärung in Eile, da er während der 24stündigen Frist auch seine öffentlichen und Privat-Lehrstunden zu geben hatte, ohne Etwas Arges dabei zu denken, und gänzlich unbefangen durch das Bewusstsein der reinsten Absicht, die ihn bei seinem ganzen

*) Die Studienanstalt Bayreuth stand damals unter dem General-Kreis-Kommissariat des Mainkreises, welchem ein besonderer Beamter als „Schulrath" beigegeben war. Der damalige Kreisschulrath war ein hochfahrender Mann, ohne tiefere Bildung, unter dessen Druck überhaupt Lehrer und Anstalt lange zu seufzen und viel zu leiden hatten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bisherigen Benehmen geleitet hatte. Er ging in seiner Offenheit und Wahrheitsliebe so weit, dass er nicht nur von dem, was allenfalls anstössig scheinen konnte, Nichts zu bemänteln und zu beschönigen suchte, sondern vielmehr mit Weglassung alles Milderen und Unbestreitbaren gerade nur das aushob, was ihm Anstoss erregen zu können schien, weil er dachte, nur um genaue Kenntniss dieser Punkte könne es der Regierung zu thun seyn. Daher mögen freilich manche seiner Sätze, kurz und dogmatisch hingeschrieben, ein grelleres Ansehen auf dem Papiere bekommen haben, als sie im mündlichen Gespräche mit den Schülern, und durch eine Menge mildernder Zwischenglieder unter einander vermittelt, hatten. Namentlich soll der Ausdruck: „Kotzebue hat seinen Tod verdient" missverstanden worden sein, mit dem Bezzel doch keinen andern Sinn verband und verbinden konnte, als den eben von mir angedeuteten. — Nachdem Bezzels Erklärung an die Regierung eingeschickt war, folgte eine kurze Zeit der tiefsten Stille über die ganze Sache, und wir Alle erwarteten Nichts Anderes, als dass vielleicht Bezzel einen Verweis bekommen werde. Wie furchtbar aber wurden wir aus unserm Wahne aufgeschreckt! Nach noch nicht 14 Tagen lief ein Allerhöchstes Rescript ein, aus dem hervorging, dass die hiesige Regierung auf Nichts Geringeres, als auf Bezzels Versetzung angetragen habe, dass aber nicht diese genehmigt, sondern das strenge Urtheil über ihn ausgesprochen worden sey, er müsse vom Lehramt gänzlich entfernt und aller seiner Funktionen augenblicklich überhoben werden. — Sie können sich denken, wie dieser furchtbare Schlag uns Alle niederschmetterte. Wir können der strengsten Wahrheit gemäss bezeugen und betheuern, nicht nur, dass Bezzel überhaupt ein durch die höchste Rechtlichkeit und Biederkeit ausgezeichneter Mann ist, sondern auch, dass kein Lehrer je mit einer glühendern Liebe, mit einem rastlosern Eifer, mit uneigennützigerer Aufopferung seinem Berufe leben konnte, als er, dass er immer und überall jede Gelegenheit benützte, um wohlthätig für seine Schüler zu wirken, dass er auch mit den Worten, die er über Kotzebue's Ermordung sprach, und die er nun so schrecklich büssen muss, keinen andern Zweck hatte, als die sittliche Bildung und Veredlung der seinem Unterricht Anvertrauten. Und nun sehen wir ihn mit Frau und Kind brodlos, ja in gewissem Sinne sogar ehrlos gemacht. — Welche vernichtende Wirkung diess auf uns alle gemacht, kann ich Ihnen nicht beschreiben; denn nicht nur, dass das Mitleiden mit unserm unglücklichen Kollegen uns auf lange Zeit Muth und Kraft geraubt hat, sondern, sowie wir vor unsere Schüler treten, fühlen wir uns die Brust wie eingeschnürt und die Zunge wie gelähmt, aus Furcht, es möchte ein von einem Buben falsch verstandenes, von Uebelgesinnten falsch gedeutetes, und von uns selbst nachher nicht künstlich genug verclausulirtes Wort uns Ungnade zuziehen und Amt und Ehre kosten. Doch hält uns die Hoffnung aufrecht, dass jener strenge Urtheilsspruch gewiss eine Milderung zulassen werde.

Ueberdiess ist Bezzel hier unter polizeyliche Aufsicht gestellt worden. Der Grund dieser Maassregel lässt sich gar nicht begreifen; es müsste denn Rücksicht genommen worden sein auf sinnlose Gerüchte, welche, es ist schwer zu sagen, ob aus Bosheit Einzelner, oder nur zum Scherze, erdichtet und ausgestreut wurden, z. B. er habe früher, als irgend Jemand in der Stadt, die Ermordung Kotzebue's gewusst, und müsse daher mit Sand an der Spitze eines Komplotts gestanden seyn; zu welcher Sage auch der Umstand mag Anlass gegeben haben, dass Sands Verwandte, eine in der ganzen hiesigen Gegend geachtete Familie, sich an Bezzel, weil sie keinen andern hinlänglich genauen Freund hatten, mit der Bitte um Mittheilung aller Nachrichten, die sich in den hier gelesenen Zeitungen über den Vorfall fänden, gewandt,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und deshalb in ihrer angstvollen Lage mehrere Boten an ihn geschickt hatten, die jedoch niemals Etwas Anderes mit von hier fortnahmen, als Abschriften von Zeitungsartikeln.

Von dergleichen Gerüchten war aber nur in den allerersten Tagen des gereiztesten Zustandes die Rede, und bald waren sie, wie natürlich, in ihrem Ungrunde zerfallen. Vielmehr machte die traurige Katastrophe im ganzen Publikum ein unglaubliches Aufsehen; selbst diejenigen, welche vorher, von persönlicher Leidenschaft getrieben, gelärmt und geschmäht hatten, fühlten nun die Vorwürfe des Gewissens, und sind seitdem bedenklich und still geworden, und möchten gerne wieder gut machen; der allgemeine, laut ausgesprochene Unwille hat sich aber gegen diejenigen gekehrt, welche hier als die Veranlasser aller jener harten Maassregeln angesehen werden.“ —

Trotzdem wurde Bezzel entlassen und erhielt erst später wieder eine Verwendung im Staatsdienst.

Eine schwere Schuld, welche erst die Gegenwart gut zu machen sich anschickt, hat der bayerische Staat dadurch auf sich geladen, dass er von jeher den Lehrern nur höchst unzureichende Besoldungen gewährte und so dieselben geradezu zwang, um des täglichen Brodes willen einen Theil ihrer Kraft dem Amte zu entziehen, ja auch vielfach der wissenschaftlichen Hülfsmittel zu entbehren, die zur eignen Weiterbildung oder zu höheren Leistungen absolut nöthig sind. Auch unserem Held blieben derartige bittere Erfahrungen nicht erspart. Früh schon spricht er sich klagend darüber aus: „Es ist wahrlich für uns Schulleute niederschlagend, dass gerade wir, die wir in der Regel pecuniär nicht auf das reichlichste gesegnet sind, zu unserm Studium einen von Jahr zu Jahr mehr zum Unermesslichen hin anschwellenden Vorrath von Büchern brauchen . . . . Um nur Eines zu berühren: welcher Bearbeiter Plutarchs kann die Ausgabe von Coraes entbehren? wie vieler Schulmänner Einnahme aber ist gross genug, um für eine einzige Ausgabe einen so enormen Preis zu bezahlen?“ Auch musste Held bald wie seine Collegen alljährlich bei der Regierung um eine „Gratification“ einkommen, als welche gewöhnlich 100 fl. gereicht wurden. Die Summe war unbedeutend genug; aber für Held um so weniger entbehrlich, als die wachsende Familie erhöhten Aufwand nöthig machte.

Im Jahre 1816 war Held in die Ehe getreten. Er hatte die Tochter des Rektors am ehemaligen Lyzeum in Kulmbach, C. S. Zehelein, Rosine Elisabetha Karoline, als Gattin heimgeführt. Diese Ehe ist eine überaus glückliche gewesen. 1817 war ihm sein erstes Kind, eine Tochter, geboren worden. Bis zum Jahr 1821 folgten noch zwei Töchter nach.

So hatte denn Held Grund genug, in seinen Bittgesuchen an die Behörde zu betonen, „dass ein Gehalt von 800 fl. zur anständigen und sorgenfreien Erhaltung einer Familie kein hinlängliches Auskommen gewähre.“ Die Beengung der ökonomischen Lage Helds änderte sich aber erst, als man im „Ausland“ auf ihn aufmerksam wurde.

In Frankfurt a/M. war die Prorektoratsstelle am Gymnasium durch das Vorrücken des Professors Vömel zur Konrektoratstelle erledigt worden, als Professor Grotefend letztere verliess. Da erging zunächst die Aufforderung zur Uebernahme dieser Stelle an Gabler, weil derselbe von einer Frankfurter Bürgerfamilie abstammte. Als Gabler, der eben jetzt (1821) das Rektorat des Bayreuther Gymnasiums erhielt, aus diesem Grunde ablehnte, erging der Ruf an Held; denn es war bereits am 2. Oktober 1821 von

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Direktor und Räthen des evangelisch-lutherischen Consistorii der freien Stadt Frankfurt“ beschlossen worden, in diesem Falle die gleiche Anfrage wie an Gabler auch an Held zu richten. Die Stelle war die dritte am Gymnasium und es war mit ihr ein Gehalt von 2200 fl., jedoch „ohne irgend einige Emolumente oder freie Wohnung“ verbunden. Die Bedingungen, welche Held für sein Bleiben in Bayern stellte, waren sehr mässig; doch erhielt er sie nicht vollständig bewilligt. Gewährt wurde ihm eine Erhöhung seines Gehaltes von 800 auf 1200 fl. und freie Wohnung (d. h. Beibehaltung derselben, denn er hatte sie schon!) im Rektoratsgebäude; ferner erhielt er die Leitung der Bibliothekgeschäfte am Gymnasium (mit einem Funktionsbezug von 25 fl.) und an der Kanzleibibliothek (mit einem solchen von 75 fl.). Zugleich wurde er (unter dem 29. Oktober 1821) an Gablers Stelle zum Professor der Obermittelgymnasialklasse befördert. Held war zufrieden damit und blieb. So wurde der Verlust eines Mannes von der hiesigen Studienanstalt abgewendet, der nun bald literarisch und pädagogisch zu immer grösserer Bedeutung gelangen sollte.

Dies wird die zweite Abtheilung nachweisen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Direktor und Räthen des evange Stadt Frankfurt“ beschlossen worden, in diesem Falle die gleiche u richten. Die Stelle war die dritte am Gymnasium und es war „ohne irgend einige Emolumente oder freie Wohnung“ verbu für sein Bleiben in Bayern stellte, waren sehr mässig; doch . Gewährt wurde ihm eine Erhöhung seines Gehaltes von 80 . h. Beibehaltung derselben, denn er hatte sie schon!) im Rekt itung der Bibliothekgeschäfte am Gymnasium (mit einem Funktio bibliothek (mit einem solchen von 75 fl.). Zugleich wurde er (um telle zum Professor der Obermittelgymnasialklasse befördert. So wurde der Verlust eines Mannes von der hiesigen Studienan h und pädagogisch zu immer grösserer Bedeutung gelangen sollte

Dies wird die zweite Abtheilu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf